

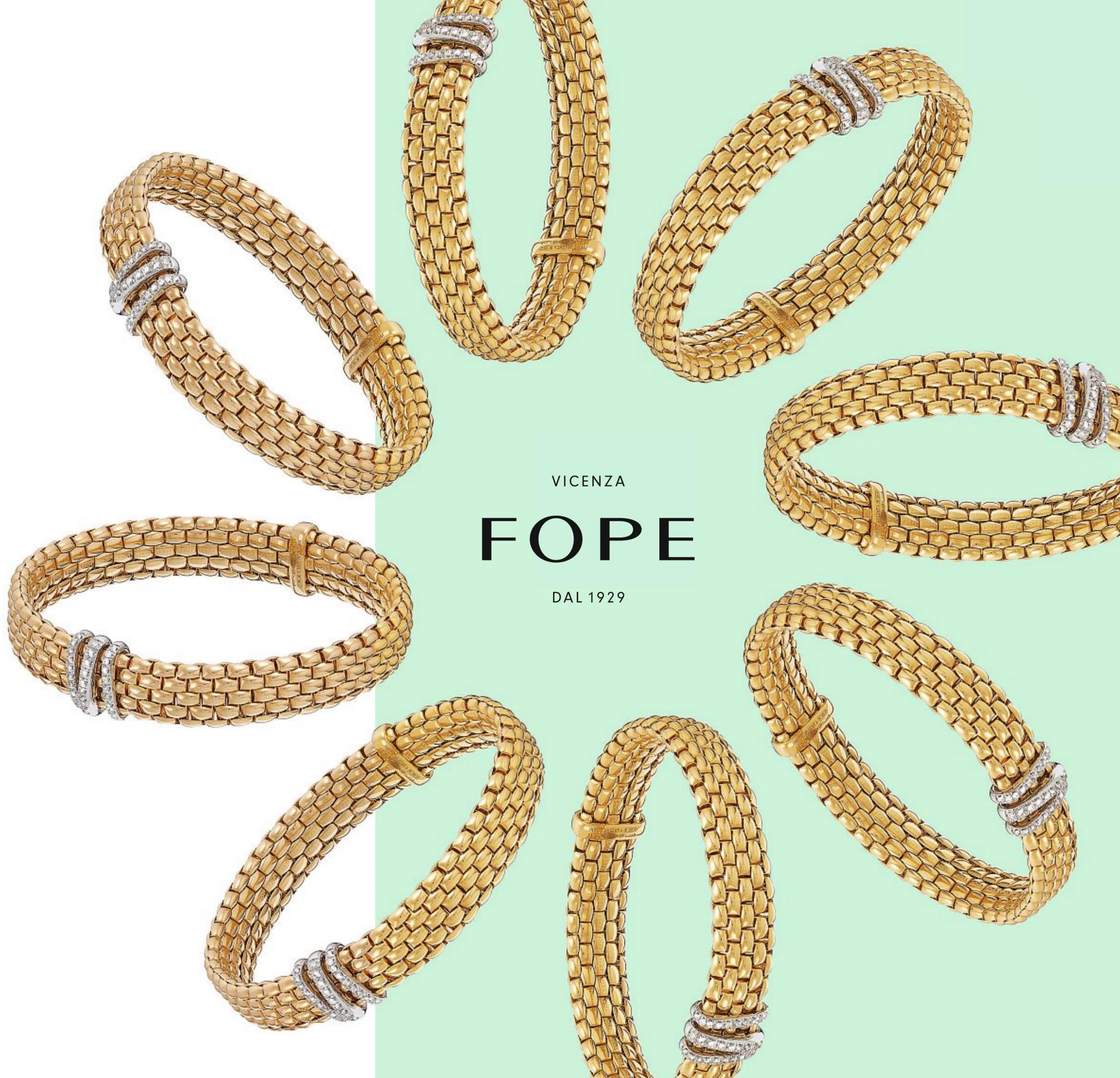
Frankfurter Allgemeine
Magazin

JUNI 2020

**ZU
HAUSE
ABHÄNGEN**



fope.com



VICENZA

FOPE

DAL 1929

FLEXFORM

OUTDOOR | MADE IN ITALY

KOMMT NOCH MEHR

Ja, andere Magazine kommen häufiger heraus. Aber wir haben es auch schon auf 100 Ausgaben gebracht. Für uns hier in der Redaktion sind die Seiten 22 und 23, auf denen wir alle Cover abbilden, insofern so etwas wie eine kleine Arbeitsbiographie. Die *shiny happy people* auf vielen Titelseiten könnten leicht darüber hinwegtäuschen, dass viel Arbeit darin steckt. Von vornherein wollten wir als Beilage der „Zeitung für Deutschland“ deutschen Stil hochhalten, also auch Autoren, Fotografen, Stylisten aus Deutschland. Natürlich kommt man an Pharrell Williams oder will.i.am nicht vorbei. Und wenn die Schah-Witwe Farah Diba zum Gespräch lädt, dann sieht man sie natürlich auch auf dem Cover. Ein Foto von Barack Obama auf dem Resolute Desk im Oval Office, das Präsidentenfotograf Pete Souza uns exklusiv zum Abdruck gab, haben wir auch nicht auf Seite 58 versteckt. Aber wie froh war ich, dass unser Chef-Stylist Markus Ebner für den ersten Titel im Februar 2013 Jessica Joffe auswählte. Gleich in der nächsten Ausgabe folgte Harald Schmidt, bald darauf Lena Meyer-Landrut. Sie ist auch die Einzige, die schon zweimal auf dem Titel zu sehen war. Im April 2019, fand ich, war es wieder höchste Zeit, und spätestens in sechs Jahren werden wir sie bestimmt wieder mal bitten. Sind das Stars? Sicher nicht im amerikanischen Sinn, wie Justin Timberlake, den wir für diese Ausgabe interviewt haben. Wir lassen uns, ganz simpel, von unserer Begeisterung lenken. Insofern sind die Titelfiguren auch Symbolgestalten für unseren Anspruch, den Grausamkeiten der Gegenwart eine andere Dimension hinzuzufügen, die uns das Leben leichter ertragen oder sogar genießen lässt. Nicht im kitschigen Sinn, aber schon mit der Idee, dass Krieg und Leid und Flucht und Corona nicht alles sein können. Da passte es gut, dass die Fotografin Kiki Kausch in der Zeit der Isolierung unermüdlich durch Berlin fuhr, auf der Suche nach der verlorenen Zeit, und Kreative zu Hause porträtierte. Besonders glücklich bin ich darüber, dass Heike Makatsch auf unserem Titel hängt. Sie war als Moderatorin schon wunderbar, und *against all odds* ist sie es als Schauspielerin ebenso. Für mich ist sie auch eine Stilikone. Niemand tritt lässiger auf in einem Kleid von Kaviar Gauche als sie. Niemand verleiht schwebender Leichtigkeit so gut eine tiefere Bedeutung. Das ist das Deutschland, das ich meine. *Alfons Kaiser*

1000

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anson, Christian Aust, Peter Badenhop, Johanna Dierholz, Claus Eckert, Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Ayfin Güler, Jonas Jansen, Jasmin Jouhar, Kiki Kausch, Stefan Locke, Christian Meier, Andreas Rossmann, Dr. Matthias Rüb, Julia Schaaf, Peter-Philipp Schmitt, Rüdiger Soldt, Bernd Steinle, Quynh Tran, Karin Truschke, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Matthias Wysuwa

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunfts erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Giertch

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

VULCANO
MODULARES SOFASYSTEM
Antonio Otterio Design

www.flexform.it

AGENTUR FÜR
DEUTSCHLAND
Patrick Weber
Tel. +49 7044 922910
info@italdesign.de

A110 COLOR EDITION

VERFÜGBAR NUR IM JAHR
2020



HISTORISCHER FARBTON
"HAUNE TOURMESOL"
IST AB 1000 € EXKLUSIV
BESTELLBAR



GETRIEBE: 7-GANG
DOPPELKUPPLUNGSGETRIEBE



brembo

78" GT RACE
LEICHTMETALLRÄDER IN
SCHWARZ MATTEM FINISH

- ANTHRACITFARBENE
BREMSSÄTTEL

- SCHEINWERFER
VORN MIT
SCHWARZEN
EINSÄTZEN

CARBON
CARBON
GELBE
FLAGGEN

DREHMOMENT
320

Alpine A110 Color Edition 2020,
Benzin, 215 kW: Gesamtverbrauch
(l/100km) kombiniert: 6,5. CO₂-
Emissionen kombiniert g/km:
146; Energieeffizienzklasse:
E. Alpine: Gesamtverbrauch
kombiniert (l/100km): 6,5-6,4; CO₂-
Emissionen kombiniert:
146-144 g/km.
Energieeffizienzklasse:
E-E (Werte gemäß
EU-Messverfahren). Abb. zeigt
A110 Color Edition 2020 mit
Sonderausstattung. Die
deutschen Alpine Center finden
Sie auf: www.alpinecars.com/de

01

SABELT * SPORTSITZE IN LEDER UND
DINAMICA MIT AUFGESTICKTEM
ALPINE LOGO IN GELB

INNENHIMMEL,
SONNENBLENDEN, A-SÄULEN
IN SCHWARZEN DINAMICA

ALPINECARS.COM
f i t y o p i n

ALPINE

Smile Machines since 1955



DANIELE ZENDRONI war zwölf Jahre lang verantwortlich für die Titelgestaltung des italienischen Magazins „L'Espresso“. Inzwischen unterrichtet er unter anderem redaktionelles Grafikdesign und veranstaltet Workshops. Während des Lockdowns wegen der Corona-Pandemie erkundete er für ein Fotoprojekt die Welt auf den Dächern von Rom (Seite 36) – die in der Zeit der Ausgangssperre für viele zum Treffpunkt, zur Konzertbühne, zur Spielwiese oder einfach zum persönlichen Ruheort wurde.



ANDREAS ROSSMANN hat in den mehr als 30 Jahren, die er als Feuilleton-Korrespondent dieser Zeitung aus Nordrhein-Westfalen berichtete, mehrmals mit der Fotografin Barbara Klemm zusammengearbeitet – auch für zwei Bücher konnte er ihre Aufnahmen gewinnen. Dass zwischen ihrem Bild vom Sommerfest des Bundeskanzlers Willy Brandt und seinem Text dazu ein halbes Jahrhundert liegt, ist eine Premiere (Seite 10). Bekannt miteinander sind Autor und Fotografin allerdings noch länger: Beide sind in der Karlsruher Dammerstock-Siedlung aufgewachsen.

FOTOS: ALESSANDRO PENSO, SABINE TAMBREA, WOLFGANG BELMES, ANDREA HUMMERICH

MITARBEITER

KIKI KAUSCH hat die Wochen der erzwungenen Isolierung in Berlin genutzt wie kaum jemand sonst. Mit ihrer Leica und ihrer Leica besuchte die Fotokünstlerin Kreative, die das Leben in der Hauptstadt normalerweise am Laufen halten, und fotografierte sie mit Abstand im heimischen Ambiente, vulgo: Homeoffice. In 43 Tagen entstanden 43 intime Porträts, die Berliner zeigen, wie man sie noch nie gesehen hat. Einige der Bilder (Titel, Seite 24) drucken wir ab. Und alle werden im Herbst in einer Ausstellung zu sehen sein.



CHRISTIAN MEIER ist Islamwissenschaftler und kümmert sich in der Politikredaktion der F.A.Z. vor allem um den Nahen und Mittleren Osten. Nun hat er zum ersten Mal Afghanistan bereist, zusammen mit dem Fotografen Daniel Pilar. In Kabul besuchten die beiden für dieses Heft die erste Model-Agentur des Landes (Seite 18). Ihre Idee: einen Eindruck zu gewinnen vom „normalen Leben“ junger Afghanen in der Hauptstadt. Doch Meier erlebte dort, dass selbst für Nachwuchsmodels der Krieg meist nicht fern ist: „Man fragt dreimal nach, und schon hört man Geschichten von Gewalt oder den Taliban.“ Das Modeln stehe daher sinnbildlich für den Wunsch vieler Afghanen, ein Leben führen zu können wie anderswo auf der Welt.





Aufs Haus: Mit diesen Möbelneuheiten – zum Beispiel der Kollektion Taba von Alfredo Häberli – bleibt man gern noch ein bisschen länger daheim. (Seite 32)



Frauen für Frauen: Lady Gaga hat sich für einen Song mit Ariana Grande zusammengetan (Seite 34). Mit ihrem Projekt zeigen die beiden Musikerinnen beispielhaft Stärke.



ZUM TITEL
Heike Makatsch wurde von Kiki Kausch im April 2020 zu Hause in Berlin fotografiert.

- 14 MARY MCCARTNEY
- 16 JUSTIN TIMBERLAKE
- 30 NICO HOFMANN
- 34 ARIANA GRANDE
- 42 MATTHIAS SCHWEIGHÖFER

IM BILD Vor 50 Jahren trafen sich Walter Scheel und Joseph Beuys auf Willy Brandts Gartenparty. *Seite 10*

IM GEDÄCHTNIS Sarah und Giovanni Belzoni fanden ihr Glück in Nordafrika. *Seite 12*

IM SOMMER Mit einer Sonnenbrille lässt sich alles Mögliche ausdrücken. *Seite 13*

IM UMLAUF Mit der Zeit sind auch die Emojis in die Jahre gekommen. *Seite 15*

IM RÜCKBLICK So sieht's aus: Wir zeigen zur 100. Ausgabe alle Titelbilder des Magazins. *Seite 22*

IM HERZEN Mit besten Grüßen: Unsere Korrespondenten stellen ihre Lieblingsorte vor. *Seite 41*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 8. August bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Neue Welt: In der ersten Model-Agentur Afghanistans (Seite 18) lernt Jalil Salmi, wie er sich für Modenschauen und Werbeaufnahmen in Szene setzen kann.



Spuren hinterlassen: Der Schweizer Patrick Z'Brun hilft mit seinen Sherpa-Weinen dabei, Bergvölkern neue Perspektiven zu verschaffen. (Seite 40)

Eine Botschaft an die Welt in einer Sprache, die alle verstehen: Blumen. Sie stehen für Hoffnung - und für noch so viel mehr. Lasst Hoffnung blühen! #lethopebloom

TOLL WAS BLUMEN MACHEN.DE

FOTOS: DANIEL PILAR, HERSTELLER, DPA, BETTY



Aus der F.A.Z. vom 29. Juni 1970: Walter Scheel (von links), Joseph Beuys und Alfred Schmela plaudern bei der Gartenparty des Bundeskanzlers Willy Brandt in Bonn.

Foto Barbara Klemm

Vor fünfzig Jahren

Welchen Witz Walter Scheel, mit dem süffisanten Mienenspiel des Bonvivants, hier erzählt und ob es überhaupt ein Witz ist, mit dem er Joseph Beuys zum Strahlen und Alfred Schmela zum Schmunzeln bringt, ist nicht überliefert. Auch Barbara Klemm, damals in ihrem ersten Jahr als Redaktionsfotografin dieser Zeitung, hat nicht mitgehört und mitgelacht, sondern war wie immer ganz Auge, sonst wäre die Aufnahme nicht so gut geworden. Wer alles geladen und gekommen war zum Sommerfest des Bundeskanzlers am 27. Juni 1970 im Garten des Palais Schaumburg, darüber aber gibt der Bericht von Walter Henkels ausführlich Auskunft: Mit ironisch spitzer Feder zeichnet der Bonner Korrespondent eine Gesellschaftsszene, die in der F.A.Z. vom 29. Juni 1970 im Ressort „Deutschland und die Welt“ erschienen ist.

Wobei die Aufzählung derer, die nicht dabei waren, fast länger ausfällt als die der anwesenden Gäste: „Man sah keinen Botschafter, keinen Gesandten, keinen einzigen fremden Diplomaten“, „die ganze Bonner Gesellschaft der feinen Leute, das Establishment, war nicht eingeladen; keine Abgeordneten, abgesehen von den Geschäftsführern der Bundestagsfraktionen“, auch nicht „die wichtigen Leute der Großindustrie und des Großkapitals (abgesehen von etwas Düsseldorfer Waschmitteldynastie), nicht der Adel, nicht die Gewerkschaften, nicht die Generalität und nicht die Gemüsefrau der Staatssekretärin Katharina Focke“. Ja, „die ganze politische Feudalschicht, abgesehen von einigen Bundesministern, fehlte. Die CDU/CSU war nichts mehr als eine gekränkte Leberwurst.“

Selbst die Fußball-Nationalmannschaft, die zehn Tage zuvor im WM-Halbfinale gegen Italien, das nach Verlängerung 3:4 verloren gegangen war, das „Jahrhundertspiel“ bestritten hatte, gab sich nicht die Ehre. „Unsere Mexiko-Fußball-Helden hatten unter freundlicher Mithilfe von Richard Stücklen dem Bundeskanzler einen Korb gegeben“, heißt es dazu etwas kryptisch.

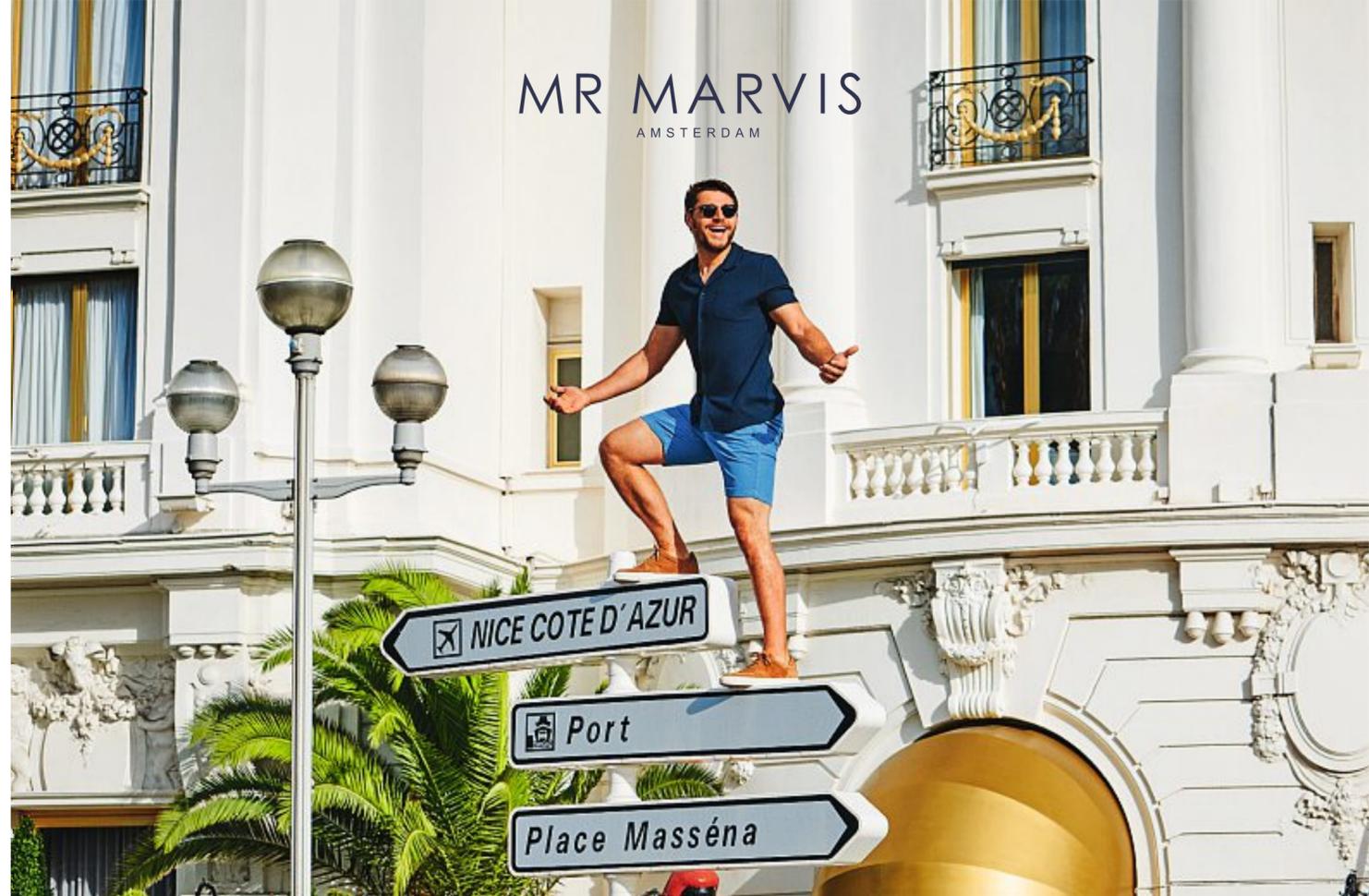
Noch mit seinem ersten Sommerfest als Regierungschef hat Willy Brandt den Politikwechsel bekundet. Für den F.A.Z.-Korrespondenten war das eine Überraschung: „Der Bundeskanzler lieferte, wie in der Regierungserklärung versprochen, ‚mehr Demokratie‘.“ So war das Publikum, wie Henkels mokant bemerkt, „kein ‚Publikum‘“, sondern

es waren „nette Leute, sehr viele zwischen achtzehn und fünfunddreißig Jahren“. Die Regierungen der elf Bundesländer waren gebeten worden, Namen von Bürgern zu nennen, die man einladen könne, und „1100 Gäste hatten zugesagt“. Leger ging es zu. Scheel hat sich zwar einen Schlips umgebunden, Beuys aber erschien im obligaten Outfit mit Filzhut, Jeans und Anglerweste.

Auch viele Künstler waren gekommen, lange genug hatten sie, Günter Grass vorneweg, für die „Es-Pe-De“ getrommelt. Zugehörigkeit oder auch nur Nähe zur Partei wurde offenbar nicht erwartet. Beuys jedenfalls war ganz und gar frei davon, nur zwei Wochen zuvor hatte er zum Boykott der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen aufgerufen: „Nie wieder Parteien wählen“, hieß es da, „Regiert euch selbst! Gewaltdlos!“ Ein politisches Thema dürfte es nicht sein, über das sich die Herren hier so amüsieren.

Für die gute Laune hatte jeder von ihnen seine Gründe: Scheel war acht Monate zuvor Bundesaußenminister der sozial-liberalen Koalition und Brandts Stellvertreter geworden, Beuys hatte im gleichen Jahr 1969 den internationalen Durchbruch und den Anschluss an die Preise der Pop-Artisten Robert Rauschenberg und Andy Warhol geschafft, als ein Werk von ihm auf dem Kölner Kunstmarkt für mehr als 100.000 Mark – eine Schallmauer damals – verkauft wurde. Und sein (allerdings nicht einziger) Galerist Alfred Schmela war so gut im Geschäft, dass er sich von dem niederländischen Architekten Aldo van Eyck, der nie wieder in Deutschland etwas bauen wollte und dann diese einzige Ausnahme machte, ein kubisch gegliedertes Galeriehaus hinter der Düsseldorfer Kunsthalle maßschneidern ließ, das 1970 endlich fertig werden sollte.

Was die Trias verbindet, ist grundsätzlicher und geht über die gleiche Generation hinaus. Schmela wurde 1918 in Dinslaken geboren, Scheel 1919 in Solingen, Beuys 1921 in Krefeld. Und so stehen sie hier für die Bonner Republik, nach einer entscheidenden Zäsur in deren Geschichte: ein rheinisches Dreigestirn. So bezeugten sie auch die Westbindung, die dieses historische Sommerfest seinen Gästen, unter ihnen alle Mitarbeiter, die an den Treffen von Willy Brandt und Willi Stoph im März in Erfurt und im Juni in Kassel beteiligt waren, wie eine Kirmes schmackhaft zu machen versuchte. Reichte sie doch, Henkels' Überschrift „Mit Kaugummi und Popcorn beim Kanzler“ belegt es, bis zwischen die Zähne. *Andreas Rossmann*



DIE AVENUES	DIE ANTARCTICS	DIE BOULEVARDS	DIE MAVERICKS	DIE COSMICS	DIE MIDNIGHTS	DIE POOLSIDERS	DIE LAGOONS
DIE AQUARAMAS	DIE PETROLS	DIE LAWNS	DIE MOJITOS	DIE MINTS	DIE AVIATORS	DIE FELSONS	DIE MARTINS
DIE ESTATES	DIE GOODWOODS					DIE BLACKJACKS	DIE STORMS
DIE NEWMANS	DIE OYSTERS	DIE GULLWINGS	DIE WIMBLEDONS	DIE COCONUTS	DIE GAZETTES	DIE LIMONCELLOS	DIE MEHARIS
DIE BARISTAS	DIE JONES	DIE RILEYS	DIE CHILLIES	DIE BRICKS	DIE SUNSETS	DIE MELONS	DIE FLAMINGOS

DEINE FAVORITEN?

BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS SHORTS BEI MRMARVIS.DE

exklusiv online erhältlich



SNEAK AROUND (20) VANS OLD SKOOL

1966 öffnete Paul Van Doren mit seinem Bruder Jim und seinen Freunden Gordy und Serge die Türen der Van Doren Rubber Company in Anaheim (Kalifornien). Sie produzierten Bootsschuhe am Ort und verkauften sie. „Canvas-Schuhe für die ganze Familie“ war der Slogan auf der Schachtel. Am ersten Morgen kauften schon zwölf Kunden „Deck“-Schuhe, heute bekannt als „Authentic“.

Der Vans Old Skool ist der erste Skateschuh von Vans und mein persönliches Lieblingsmodell. Er wurde 1977 unter dem Namen Style 36 eingeführt und gehört heute zu den bekanntesten Silhouetten der Marke. Was mit Paul Van Doren als zufälliges Gekritzelt begann, wurde ursprünglich als „Jazzstreifen“ bezeichnet und ist zum unverkennbaren Markenzeichen geworden. Van Doren übernahm den Streifen ins Schuh-Design – der „Seitenstreifen“ von Vans war geboren. Tief geschnittene und mit Leder gepolsterte Absätze, glatte Wildleder-Verkleidung: Der Stil hat sich in mehr als 40 Jahren kaum verändert.

In den neunziger Jahren erreichte Vans die Mode- und Streetwear-Welt. Die Schuhe wurden fortan auch von Profisportlern, Prominenten und Hip-Hop-Größen getragen. Die Zusammenarbeit mit der High-Fashion-Marke Marc Jacobs erzeugte außerdem ein Gefühl der Exklusivität. Solche frühen Kooperationen, auch mit Supreme, ebneten den Weg für viele weitere. In den vergangenen Jahren gab es Marvel Old Skools, Karl Lagerfeld Old Skools und Off White Old Skools, um nur einige zu nennen.

Die Old Skool Sneaker sind auch deswegen so anhaltend beliebt, weil sie verfügbar sind. Man bekommt ein Paar recht günstig und ohne großen Aufwand in Sneakerläden und Vans-Shops. Die Schuhe sind zeitlos, sie stehen Jugendlichen und Alten. Sie sind einfach genug, um mit fast allem getragen zu werden, aber dank der schlanken Silhouette und einer Kombination aus Leder und Wildleder dennoch ein Blickfang. Und sicher ist die Popularität von Vans auch ein Hinweis auf den wachsenden Einfluss von Skatewear in der Mode.

Für alle unentschlossenen Konsumenten von Freizeitschuhen ist der Old Skool sehr gut geeignet. Er ist ein Sneaker für alle Jahreszeiten, Geschlechter, Wohlstandsklassen und Altersgruppen. Vermutlich haben auch viele Magazin-Leser diesen Klassiker im Schuhschrank. Er ist fast unzersetzt und sieht umso besser aus, je mehr Kilometer er hinter sich hat. Mich begleiten meine Vans Old Skool (inzwischen übrigens mein sechstes Paar) bereits seit 15 Jahren. Früher trug ich sie zum Skating, heute sind sie mein Lieblings-Klassiker. Für mich sind sie außerdem wichtig auf Reisen, da sie bequem sind, sehr leicht und gut zu kombinieren. Auf dem Bild sind sie während des Sonnenaufgangs in Kappadokien zu sehen. Sind das nicht schöne Aussichten? *Aylin Güler*

PRÊT-À-PARLER

MARY MCCARTNEY MACHT SICH IHR BILD VOM LEBEN

Die Eröffnung der Ausstellung „The Polaroid Diaries“ ihrer Mutter Linda McCartney im C/O Berlin war für Mary McCartney die letzte Reise vor der Corona-Zwangspause. Bis die Fotografin wieder unterwegs sein darf, macht sie das, was viele machen: kochen. Über ihren Instagram-Kanal veröffentlicht sie vegetarische Rezepte, ein kleiner Teaser für ihr Buch „Feeding Creativity“, mit Porträt- und Food-Fotografie, das im Herbst erscheint.

„Das ist mein Beitrag, um die aktuelle Situation zu verbessern“, sagt McCartney im Gespräch über Facetime. Eigentlich sollte sie gerade die Tänzer des Royal Ballet bis zur Premiere des neuen Stücks „The Dante Projects“ begleiten. Morgens mit ihnen in ihren Wohnungen aufstehen, die Arbeit hinter der Perfektion der Vorstellung dokumentieren, abends mit ihnen einschlafen. Aber auch das wurde verschoben. Nun sitzt sie weiter in London fest.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester Stella McCartney, die schon früh wusste, was sie wollte, und mit ihrem Modehaus längst aus dem Schatten ihres berühmten Vaters getreten ist, wurde Mary erst als junger Frau bewusst, dass sie zur Kamera greifen wollte. Dabei war schon ihre Mutter Linda eine erfolgreiche Fotografin, als sie Paul McCartney kennenlernte – als „US Female Photographer of the Year“ und erste Cover-Fotografin für das Magazin „Rolling Stone“.

„Erst als ich mit ihr an ihrem Archiv arbeitete, habe ich gesehen, dass es einen besonderen Blick braucht. Meine Mutter hatte die Gabe, Menschen in unbefangenen Momenten einzufangen, und ich glaube, ich habe das von ihr geerbt“, sagt Mary McCartney. Gerne erzählt sie die bekannte Anekdote über die Anfänge ihrer Mutter. Als Rezeptionistin für das Magazin „Town & Country“ fing Linda McCartney eine Einladung der Rolling Stones für die Vorstellung ihres neuen Albums auf einer Yacht im Hudson River ab. Sie gab sich als Journalistin aus, kam als einzige mit Fotos zurück und wurde so zur gefragten Musikfotografin, die Aretha Franklin, Eric Clapton und später eben auch die Beatles ablichtete.

Aber die Ehe änderte ihre Perspektive mit einem Schlag. Die Betrachterin wurde plötzlich zum Subjekt. Paul und Linda McCartney zogen sich vor den neugierigen Blicken der Öffentlichkeit auf einen schottischen Bauernhof zurück, wo sie ohne Hausangestellte lebten und die Kinder mit dem Bus zur örtlichen Schule fuhren. Dort entstanden die „Polaroid Diaries“, Szenen aus dem gewöhnlichen Leben einer außergewöhnlichen Familie, die nun von Paul McCartney und seinen Töchtern kuratiert im Ausstellungshaus C/O Berlin zu sehen sind. Es sind Bilder von Paul mit Zahnpastaschaum im Mund, mit seinen Kindern im Arm, Mary, die Geburtstagskerzen auspustet, eine jugendliche Stella, die mit Kate Moss auf einer Treppenstufe sitzt und erahnen lässt, dass es doch nicht ganz so gewöhnliche Menschen sind.

Mary McCartney kann mittlerweile selbst auf eine erfolgreiche Karriere zurückblicken. Sie hat die Queen zum 63. Thronjubiläum fotografiert, ihre Bilder wurden in der National Portrait Gallery ausgestellt, und im Sommer soll eine Ausstellung im Château La Coste in der Provence eröffnet werden. Sie ist auch zur Botschafterin ihrer Mutter geworden, verwaltet das Werk Linda McCartneys, ist wie ihre Eltern und Geschwister Tierschutzaktivistin – und schreibt vegetarische Kochbücher.

Seltsamerweise bringt sie die gegenwärtige Weltlage in eine ähnlich einengende Situation wie die Berühmtheit ihrer Mutter damals: Sie ist auf einmal gefangen und kann nicht mehr einfach rausgehen, um mit Menschen zusammen zu sein: „Ich habe immer die Nähe zu Menschen gesucht. Jetzt sehne ich mich sehr danach zu sehen, wie sich Menschen nahe sind und einander berühren. Es sind einfache, selbstverständliche Gesten, die plötzlich unmöglich geworden sind. Ich habe in den vergangenen Wochen einen ganz zärtlichen Blick auf diese Momente entwickelt und schaue ganz anders auf meine Arbeiten.“ *Quynh Tran*

„Linda McCartney. The Polaroid Diaries“. C/O Berlin, bis zum 5. September



Von ihrer Mutter ins Bild gesetzt: Mary McCartney (rechts) mit ihrer Schwester Stella Mitte der siebziger Jahre

FOTOS: AYLIN GÜLER, LINDA MCCARTNEY

AUCH EMOJIS – UND IHRE NUTZER – WERDEN IMMER ÄLTER

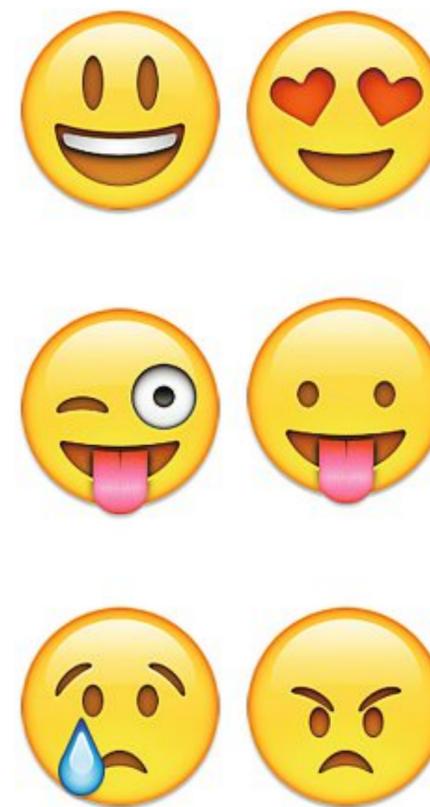
Uff! Was haben wir uns gewunden in den letzten Wochen, als die Nachrichten in den Familien-Whatsapp-Chats heiß liefen, die Memes gestreut und die Emojis abgefeuert wurden! Gute Wünsche noch und nöcher, Videos von Babys, die das ABC rülpfen können, dazu weise Ratschläge, Bilder von Spaziergängen (mit Abstand!) und natürlich unzählige Artikel darüber, was man wo wann wie darf. Doch nichts, wirklich nichts wurde in diesen Gruppen so brühwarm serviert wie Gags, Corona-Gags, versteht sich.

Denn der Familien-Chat ist der Ort für schlechten Humor und überholte Internetwitze. Dicht gefolgt übrigens vom Büro-Gruppen-Chat.

In der Corona-Zeit hat sich ein Phänomen ganz besonders breitgemacht. Der Witz, den wir schon vor mindestens zwei Wochen auf Instagram oder TikTok oder Twitter oder sonstwo gesehen haben und da schon nicht witzig fanden, erscheint, meist in nachgemacht, wieder im Familienchat, etwa als schlecht inszeniertes Video. Die Reaktionen darauf sind immer gleich: dröhnendes Gelächter, bis man heult, also Kaputtlach-Emojis mit den Krokodilslachtränen, die zu beiden Seiten nur so hervorspritzen.

Ein Beispiel. Eine Frau, offensichtlich zu Hause vor einer trostlosen Tapete gefilmt, wird gefragt: „Sie müssen jetzt zwei Wochen in Quarantäne, da gibt es zwei Möglichkeiten. A: Sie gehen mit ihrem Mann und ihren Kindern in Quarantäne. Oder B: ...“ Und schon ruft die Frau: „B!, B!“. Muahahahaha, Kaputtlach-Smiley, Hände-vor-die-Augen-halt-Smiley, Grinse-Smiley-mit-Sailor-Moon-Tröpfchen-oben-rechts, Heul-Smiley, Lachtränen-Smiley. Okay, beim ersten Mal haben wir auch gelacht. Nur: Den Gag gibt's schon seit Jahren in ähnlicher Version. Und man wird in dieser Zeit mit diesen Witzen von allen Seiten so zugeballert, dass man sich nur noch verkriechen möchte in einen witz- und luftleeren Raum – immerhin das geht in der Isolation übrigens ganz gut.

Es ist ein bisschen so wie damals, als unsere Eltern plötzlich Whatsapp entdeckten und uns mit Kuss-Smileys, Herzchenaugen-Emojis und digitalem Glitzerstaub nur so zusampten – und das zu einer Zeit, in der wir selbst es für den Gipfel intellektueller Gelassenheit hielten, uns komplett emoji-frei durch Facebook-Timeline und StudiVZ-Nachrichten zu kämpfen. Peinlich fanden wir das! Unanständig! Was war nur in unsere lieben, klugen Eltern



Kommen Ihnen diese Gesichter bekannt vor? Kein Wunder, denn diese crazy Peepz mit ihrem starken oder gar frechen Ausdruck stehen für intergenerationale Verständigung – bis sie den Kindern alt vorkommen.

NOCH HEUTE ERLEBEN DIE MÜNCHHAUSENS MIT IHREM NAMEN ABENTEUER

In ihrem neuen Buch macht sich Autorin Anna von Münchhausen auf die Suche nach ihrem „fantastischen Vorfahr“. Dabei lässt sie auch Verwandte zu Wort kommen, die mit ihrem Namen abenteuerliche Geschichten erlebt haben. Wir drucken hier den Fall von Inga Freifrau von Münchhausen ab.

Vor einigen Jahren wohnte ich in der Frankfurter Brückenstraße, und zwar über der berühmten „Kriminalbuchhandlung“. Damals arbeitete ich als Redakteurin, war viel mit dem Auto unterwegs und hatte, wie jeder in Sachsenhausen, ständig das Problem, keinen Parkplatz zu finden. Hatte ich einen nicht allzu weit entfernten von meiner Wohnung gefunden, war ich froh. Eines Abends hatte ich besonderes Glück und entdeckte einen direkt vor meiner Haustür.

Am nächsten Morgen musste ich früh los, war aufgestanden und schaute – zufällig – aus dem Fenster, da sah ich unten mein Auto stehen und freute mich noch einmal über meinen Treffer vom Vorabend. Eine halbe Stunde später hatte ich meinen Kaffee getrunken, meine Sachen gepackt und wollte mich auf den Weg machen – und was sehe ich? Das Auto ist weg. Einfach nicht mehr da! Sag mal, spinnst du, fragte ich mich, es hat doch eben noch dort gestanden...? Meine Nachbarin Ute, die vorbeikam, bestätigte: „Ja, dein Auto, das stand genau da... heute morgen!“

Es konnte nicht abgeschleppt worden sein, da es eindeutig nicht im Halteverbot geparkt worden war.

Was blieb mir übrig – ich marschierte mitsamt Führerschein und Kfz-Schein zur nächsten Polizeistation, um den Diebstahl zu melden. Auf der Wache wurden alle Daten aufgenommen, ich ging nach Hause. Nach zwei Stunden erreichte mich ein Anruf der Polizei: „Frau von Münchhausen, wir haben Ihr Auto gefunden.“ Es sei keineswegs abgeschleppt worden, sondern stehe am Flughafen. Die

Beamten waren sehr nett, sie boten mir an, mich dorthin mitzunehmen, sie müssten sowieso gerade in die Richtung, und einen Autoschlüssel hätte ich ja wohl! Los ging es im Streifenwagen, und tatsächlich: Am Flughafen wartete mein Golf. Im Halteverbot, das war den Parkwächtern aufgefallen, die es gemeldet hatten. Alles prima, ich bedankte mich bei den Beamten und machte mich auf den Weg zu meinem Termin nach Mannheim. Zeit hatte ich an diesem Morgen schließlich schon genug verloren.

Auf der Autobahn aber wurde ich plötzlich von einem Polizeiwagen auf den Seitenstreifen gewinkt: Kontrolle, bitte Ihre Papiere, Führerschein etc.

Tja, Pech: Die Papiere hatte ich zu Hause liegen gelassen... So so, sagten die Beamten und schauten mich misstrauisch an. Dieses Auto sei gestohlen, teilten sie mir mit. „Ja“, lachte ich, „ich weiß! Es ist aber mein Auto.“

Sie schüttelten den Kopf, sichtlich irritiert, um mich dann kurz angebunden nach meinem Namen zu fragen.

„Inga von Münchhausen...“

„Was soll das heißen – Münchhausen? Wollen Sie uns auf den Arm nehmen? Sie fahren hier mit einem gestohlenen Fahrzeug durch die Gegend und behaupten, Münchhausen zu heißen? Jetzt kommen Sie erst mal mit.“

Mir war gar nicht wohl, die Sache schien doch komplizierter als zunächst gedacht. Ich musste in den Wagen steigen, die Verhandlung wurde auf einem nahen Parkplatz fortgesetzt.

„Bitte“, flehte ich, „tun Sie mir doch den Gefallen und rufen Sie Ihre Kollegen in der Polizeistation Sachsenhausen an, die können Ihnen alles erklären.“

Dazu waren sie schließlich auch bereit – nachdem man sie endlich erreicht hatte. Aber selbst das half mir in meiner misslichen Lage nicht weiter, denn dort hatte inzwischen die Schicht gewechselt, und alles, was die Autobahn-

gefahren, dass sie sich plötzlich derart gebärdeten? Inzwischen hat sich der Emojigebrauch sozusagen demokratisiert, genau wie die sozialen Netzwerke. Soll heißen: Sie sind älter geworden, für die Masse zugänglich. Und auch wir gestehen uns einen gewissen Emojiverschleiß zu, so jung sind wir ja sowieso nicht mehr, Zwinkersmiley!

Immerhin: Noch haben wir Food-Bilder für uns. Die ältere Generation findet es komisch, dass wir vor dem Verzehr unserer selbstredend wunderhübsch drapierten Nudeln mit Fertigpöstele erst einmal das Smartphone zücken, um diesen Moment kulinarischer Höchstleistung festzuhalten, auch für Whatsapp-Gruppen, ohne Eltern oder Tanten darin, versteht sich. Doch auch das wird sich ändern. So wie auf Instagram nicht mehr nur artsy Typen analoge Fotografie aus entlegenen Orten präsentieren, so wird auch die Foodie-Fotografie-Leidenschaft bald in den Familien-Chats grassieren. Bald werden unsere Eltern im Messenger uns womöglich im selben Stil schreiben wie es sonst die aufstrebenden Jungjournalisten (Journos!) auf Twitter tun. Wie sähe wohl eine Nachricht, sagen wir: Der Mutter aus, nach ein, zwei Jahren coronaerprobter Dauerdigitalisierung? „LOL ich hab deinem Papa gerade selbst das Haupthair gecuttet und imho das sieht so n1 aus lmao. ok ist ein ziemlicher alman-move aber tbh: friseur voll overrated!“ Wt!?!? Heaven help!

Das klingt jetzt alles nach ziemlich viel Meckerei (Kotz-smiley). Und die Umweltsau-Aktivistin (Schweineschnauzen-Smiley) lauern vermutlich schon hinter der nächsten digitalen Ecke. Doch bei all der Jammerei: Ein bisschen freuen wir uns auch über die gemächlichen Witze in den Familiengruppen. Inzwischen sammeln wir sogar in anderen Gruppen für die jeweiligen Familiengruppen harmlose Gags. Guter Osterwitz für die Familiengruppe zum Beispiel: „Wo wohnen Hasen? In der Hoppelhaushälfte!“ Eine Freundin bekam ihn von einer Mutter, wir schickten ihn weiter in entsprechende Familienchats, und siehe da: LOL, ROFL, LMAO, Kaputtlachsmiley! Und bei uns? Mache sich ein echter, dicker, lebensgroßer Smiley breit, im analogen Gesicht – hatten wir doch gerade unsere Familie zum Lachen gebracht. Schön, oder? Wenn man sich sonst schon nicht sieht und das gemeinsame Lachen vermisst, ist ein virtuelles Lachtränen-Kaputtlachen der direkte Weg ins rot pulsierende Herz-Emoji. *Johanna Dürhholz*

Polizisten von den Sachsenhäuser Kollegen hörten, war: „Das Fahrzeug mit dem genannten Kennzeichen ist hier eindeutig als gestohlen gemeldet.“

Ich konnte es kaum glauben. Wie war das möglich? Das Telefonat war noch nicht beendet... „Tja“, hörte ich meine Aufpasser ihren Kollegen in Sachsenhausen mitteilen: „Hier sitzt eine Frau, die behauptet, sie heiße Münchhausen, und es sei ihr Auto...“ Dabei warfen sie mir abfällige Blicke zu. Ich wurde immer kleiner.

„Das Fahrzeug ist gestohlen, und in der Datei steht, die Besitzerin sei eine Frau Frei...“, teilte Sachsenhausen mit.

„Frau Frei?“ Da habe ich allerdings ziemlich schnell geschaltet: „Ja, richtig“, beiläufig mich zu erklären: „Das ist ein Dreher, es gehört zu meinem Namen, der heißt vollständig: Inga Freifrau von Münchhausen...“

Das machte alles schlimmer und trug nun zur kompletten Verwirrung der beiden Beamten bei: „Wie, Moment mal! Jetzt heißen Sie plötzlich Frei oder Frau Frei oder Frau Münchhausen – oder wie? Ich will Ihnen mal was sagen: Das gibt eine Anzeige wegen Vortäuschung falscher Tatsachen.“

Ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich benötigte, um sie zu veranlassen, ein weiteres Mal in Sachsenhausen anzurufen – jedenfalls klärte sich am Ende der Irrtum auf: Man hatte dort einfach vergessen, mein Auto aus der Fahndungsdatei zu löschen, nachdem es am Flughafen aufgefunden worden war, und so geriet ich an diesem Tag dreimal in die Fänge der Ordnungshüter. Mein Pech war nicht nur, dass mein Auto kurzzeitig gestohlen worden war, sondern vor allem, dass mein seltsamer Name die Lage sehr viel komplizierter gemacht hatte.

Aus Anna von Münchhausen: „Der Lügenbaron. Mein fantastischer Vorfahr und ich“. Hamburg, Kindler, 128 Seiten, 15 Euro.

„Ständig sagen mir alle, ich hätte den Verstand verloren“

Der einstige Kinderstar Justin Timberlake über seine Zeit bei der Boyband NSYNC, den Soundtrack zum Film „Trolls World Tour“ und die richtige Musik für einen Interviewtag

Herr Timberlake, mit welcher Art von Musik hat Ihr Tag heute begonnen?

Ich bin heute Morgen mit R&B/Soul in den Tag gestartet.

Ist das ein Ritual, oder hängt es von Ihrer Stimmung ab?
Ich entscheide das instinktiv in dem Moment, in dem ich mir die Musik aussuche. Das ist ja das Großartige an der Art, wie wir heute Musik hören können. Wenn ich in einer bestimmten Stimmung bin, ist der passende Soundtrack dazu sofort verfügbar. Ich kann auch viel mehr experimentieren, um Überraschungen zu erleben. Wenn es um Musik geht, bin ich immer neugierig. Musik kann tatsächlich meinen Gefühlshaushalt ändern.

Und wenn Sie einen Interviewtag vor sich haben, brauchen Sie R&B/Soul?

Das hat mir heute den richtigen Schwung gegeben. Aber Sie werden überrascht sein, wie viele verschiedene Genres ich mag und höre. Und es kommt immer etwas Neues dazu. Zur Zeit habe ich Afro House entdeckt. Davon mixe ich immer mehr in meine aktuellen Playlists. Ich mag die Musik von Kollegen, die gerade erst anfangen und noch alles vor sich haben.

Weil sie noch nicht durch Erfolg und den damit verbundenen Erwartungsdruck korrumpiert sind?

Ich finde es einfach spannend und inspirierend. Ich habe den Eindruck, dass sich bei jeder neuen Generation die musikalischen Stile vermischen. Denn auch Leute wie ich gehen dann zu den Wurzeln und Einflüssen zurück, von denen neue Musiker beeinflusst worden sind.

Ihre Musik war immer das Ergebnis einer Zusammenarbeit mit anderen Musikern. Sie waren nie das Solo-Genie, das seinen Sound allein im Studio entwickelt hat.

Musik zu machen, das bedeutete für mich immer zu kooperieren und mich auszutauschen. So bin ich schon mit Musik aufgewachsen. Man hat sie geteilt. In der Schule habe ich mich ständig mit Freunden ausgetauscht. Einer meiner besten Freunde hatte eine ältere Schwester, die schon den Führerschein hatte. Mit ihr sind wir durch die Gegend gefahren, um im Auto Musik zu hören, die bei uns zu Hause nicht erlaubt war.

Was stand zu Hause auf dem Index?

Bands wie Three 6 Mafia hätten wir wegen der Rauschgift-Anspielungen nie in Gegenwart unserer Eltern hören können. Dann gab es Lieder, die Eltern einfach anstrengend finden. Hip-Hop war nicht wirklich ihre Welt. Es hieß dann immer: Mach das sofort aus! Aber worauf ich eigentlich hinaus will: Durch Musik konnte ich eine Verbindung zu anderen Leuten herstellen. Gemeinsam Musik zu hören ist ein sehr emotionales Erlebnis, das verbindet. Das motiviert mich als Künstler bis heute, die Beziehung zu meinem Publikum.

Es gibt Musiker, die wie Sie auf die 40 zugehen und offen zugeben, dass ihnen die Ideen ausgehen. Brauchen Sie auch deswegen den Input von Kollegen?

Das war das Tolle an der Arbeit zum Soundtrack des Animationsfilms „Trolls World Tour“. Ich habe mit vielen jüngeren und sehr talentierten Musikern gearbeitet. Die bringen neue Perspektiven mit ins Studio. Die

Generation, die nach mir angefangen hat, erlebt Musik auf eine andere Weise. Für sie ist alles mit einem Klick verfügbar. Für uns war es früher mit einer Art von Reise verbunden, ein neues Album zu entdecken, das nicht als Mainstream-Musik in den Charts lief. Manchmal war das auch eine Reise im wörtlichen Sinn. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als ich das Release-Datum eines heiß ersehnten Albums kannte und dann einen Weg finden musste, um zum nächsten Virgin Megastore oder Tower Records zu kommen, um es mir erst einmal nur anzuhören. Das war immer ein unglaublich wichtiger Tag für mich.

Ein magischer Tag?

Unbedingt! Das neue Album stand bei den Neuerscheinungen, wo alle anderen neuen Sachen aus anderen Genres standen. Wenn ich ein Cover cool fand, habe ich mir auch die Musik angehört. Das Artwork eines Albums hat mich neugierig darauf gemacht, was der Künstler repräsentiert. Da öffneten sich für mich neue Welten.

Vermissen Sie diese magische Welt und ihre Unschuld?

Neue Musik inspiriert mich immer noch. Aber es ist anders. Alles in diesem Geschäft bewegt sich sehr viel schneller. Es ist schwierig, den Überblick zu behalten. Wäre ich nicht selbst im Musikgeschäft, wäre ich auch nicht mehr auf dem neuesten Stand. Allein dadurch, dass ich ständig junge Künstler treffe, die bei demselben Label wie ich veröffentlichen, habe ich einen anderen Zugang. Aber natürlich werde ich älter. Ich frage die jüngeren Leute in meinem Team ständig, was sie gerade hören, und bitte sie auch öfter, mir eine Playlist zusammenzustellen. Ich suche ständig nach neuer Musik, einem neuen Sound. Alle Kollegen, die ich kenne, machen es so. Ich kenne niemanden, der im eigenen Saft schmort.

Wenn Sie heute Radio hören, haben Sie dann auch manchmal den Eindruck, es hört sich alles gleich an?

Klar. Aber wir sollten nicht vergessen, dass unsere Eltern derselben Meinung waren, als es um unsere Musik ging. Was wir natürlich ignoriert und empörend fanden. Aber es stimmt schon, heute steht die Produktion sehr im Vordergrund. Wenn etwas erfolgreich ist, springen andere Produzenten auf den Zug auf. Ich wünsche mir sehr, irgendwann wieder zum Kern der Sache zurückzukehren. Das bedeutet, Musik neu zu entdecken, sich wieder die Mühe zu machen, ein Album aufmerksam durchzuhören und in diese Welt einzutauchen. Die Art, Musik zu konsumieren, hat sich, seit ich vor 18 Jahren mein erstes Solo-Album veröffentlichte, sehr verändert.

Ist die Form eines Albums überhaupt noch zeitgemäß?

Ich will nicht sagen, früher war alles besser. Es hat auch etwas Inspirierendes, nur einzelne Lieder und kein ganzes Album veröffentlichen zu müssen. Ein Lied kann das alltägliche Leben und die damit verbundene Stimmung der Menschen wie eine Momentaufnahme reflektieren. Trotzdem glaube ich auch immer noch an das Album.

In einer Zeit, als schon niemand mehr wusste, was ein Konzept-Album ist, haben Sie mit „The 20/20 Experience“ eines veröffentlicht. Die Lieder darauf sind bis zu elf Minuten lang. War das Mut oder Wahnsinn?



Vielleicht bin ich manchmal stur, wenn es um meine Musik geht. Ich habe schon immer Intermezzi geliebt, gerade wenn ich mit Timbaland als Produzent gearbeitet habe. Er teilt diese Liebe mit mir. Ich finde es unglaublich spannend, wie sich dadurch die Farbe, die Stimmung eines Lieds verändern kann. Timbaland und ich sitzen dann zusammen und überlegen, in welche Richtung sich das Lied entwickeln könnte. Als ich „The 20/20 Experience“ aufgenommen habe, wollte ich die Musik gar nicht als Album veröffentlichen. Es sollte eine Art Kollektion werden. Ich wollte zu Beginn jeder Jahreszeit fünf Lieder veröffentlichen, am Ende des Jahres hätte man dann 20 Lieder zusammen gehabt. Die Idee hatte ich erst, nachdem ich alles aufgenommen hatte. Aber das Label, bei dem ich zu der Zeit unter Vertrag stand, hat nicht begriffen, was ich wollte. Dabei überlege ich mir immer erst hinterher, in welcher Form die Musik präsentiert werden soll. Ich starte nicht mit einem fertigen Konzept. Ich stelle mir vor, selbst ein Fan zu sein. Was würde mich begeistern? Dann versuche ich, irgendeine Form außerhalb der Norm zu finden, damit die Fans meine neue Musik auf eine ungewöhnliche Weise hören können. Damit kann ich mich nicht immer durchsetzen.

FOTO: BENJAMIN ZEMER/BILD

Ihre Karriere begann als Kindermoderator in der amerikanischen Fernsehsendung „Mickey Mouse Club“, später waren Sie Mitglied der Boyband NSYNC. Von frühester Jugend an waren Sie von Menschen umgeben, die Ihnen ein Image verpasst haben, Ihnen gesagt haben, wer Sie sein sollen. Wann haben Sie erkannt, wer Sie selbst sein wollen?

Die ganze Zeit, in der man mir gesagt hat, wer ich sein sollte, gehörte zu dem Prozess, meine wahren Interessen zu finden. Das war alles ein Teil meiner Entwicklung. Aber erst, als ich mein erstes Solo-Album veröffentlichte, hatte ich das Gefühl, wirklich angekommen zu sein. Ich war 20 Jahre alt, und vor mir tat sich eine neue Welt auf. Ich hatte aber andererseits nie den Eindruck, dass wir uns mit NSYNC verbogen haben. Im Rahmen unserer Möglichkeiten haben wir uns als Gruppe auch weiterentwickelt. Und egal, wer uns gerade gemanagt und beraten hat, wir haben unsere eigenen Ideen so gut wie möglich durchgesetzt. Wir haben Entscheidungen getroffen, die auf musikalischen Ideen basierten, die für uns wichtig waren. Das Solo-Album war dann eine ganz andere Geschichte. Da habe ich mit Leuten zusammengearbeitet, die mich wirklich inspirierten. Das war der Wendepunkt. Aber die vielen Schritte dorthin waren

genauso wichtig. Wenn ich auf die wichtigsten Ereignisse in meinem Leben zurückblicke, dann sind es nicht unbedingt die, bei denen sich die Perspektive der Menschen auf mich verändert hat. Es sind die Lebensabschnitte, in denen ich meine Perspektive auf die Welt geändert habe. In diesen Momenten habe ich meine Mitte neu definiert. Und dann hatte ich wieder die Kraft, der Mensch zu sein, der ich gerne sein wollte. Ich hatte ein neues Mantra.

Wie sah das konkret aus?

In meinen Zwanzigern hat man mir immer wieder erzählt, ich könne gewisse Dinge nicht tun. Es fing mit dem Solo-Album an. Da hieß es: „Warum willst du NSYNC verlassen, wenn es doch so gut läuft? Als Solo-Künstler wirst du nicht erfolgreich sein. Nie im Leben funktioniert das.“ Selbst als das Album ein Erfolg war, blieben die Zweifel, als man beim Label die ersten Lieder für das zweite Album hörte, das eben völlig anders war. In einer Zeit, in der die Aufmerksamkeitsspanne, mit der Leute Musik konsumieren, immer kürzer wurde, wollte ich lange Lieder aufnehmen. Sie haben es eben nicht gleich verstanden, was ja auch völlig normal ist.

Lässt sich nicht festlegen: Justin Timberlake, der 1981 in Memphis geboren wurde, ist Sänger, Komponist, Moderator und Schauspieler.

Heute gilt es als eines der Alben mit dem interessantesten Sound des Jahrzehnts. Ich sage das nicht, um anzugeben, sondern weil es ein gutes Beispiel dafür ist, dass nicht alle von meinen Ideen sofort begeistert waren, selbst als sich der große Erfolg einstellte. Als ich mich dann entschloss, zu meinen Wurzeln als Kinderdarsteller zurückzugehen und wieder als Schauspieler zu arbeiten, sagten alle, ich hätte den Verstand verloren. So war es eigentlich immer in meinem Leben. Aber ich versuche, mich davon kreativ nicht beeinflussen zu lassen und weiter meinem Instinkt zu folgen. Selbst wenn es am Ende ein Misserfolg wird, fühle ich mich trotzdem besser, weil ich dazu stehen kann.

Wie definieren Sie Erfolg?

Erfolg ist für mich, authentisch zu sein. Gerade wenn du damit einmal Erfolg hattest, schuldest du es dir und den Fans, die dich an diesen Punkt gebracht haben. Ich sehe es als eine Art Respekt vor meinen Fans, mich immer wieder zu verändern. Auch wenn sie die Musik zunächst vielleicht nicht so sehr mögen wie das Album davor. Aber ich gebe mir Mühe, mich weiterzuentwickeln und nicht auf alten Mustern auszuruhen. Das treibt mich an.

Wo gründet diese musikalische Rastlosigkeit?

In meiner Kindheit, in der ich mit so vielen verschiedenen musikalischen Stilen aufgewachsen bin. Meine Mutter und mein Vater haben ganz unterschiedliche Genres gehört und mir näher gebracht. Die Vinyl-Sammlung meiner Eltern war meine Schatztruhe. Da habe ich Queen, Al Green, The Police, Alice Cooper und die Eagles entdeckt. Deswegen hatte ich immer das Gefühl, mich nicht entscheiden zu müssen, sondern alles auf einmal repräsentieren zu können. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie ich zwei oder drei Monate exzessiv und mit wachsender Begeisterung zwei Alben gehört habe, die völlig unterschiedlich waren: „Nevermind“ von der Grunge-Band Nirvana und „Midnight Marauders“ von der Hip-Hop-Gruppe A Tribe Called Quest. Zwei komplett unterschiedliche Stile und Welten! Und alles zwischen diesen Welten hat mich auch interessiert. Vielleicht liegt es auch daran, dass ich in den achtziger Jahren aufgewachsen bin. Da hörte man einfach alles, was gut war, egal woher es stilistisch kam. Meine Eltern haben mir das mit auf den Weg gegeben. Und wenn man mich fragt, was meine Musikrichtung ist, dann sage ich: alle Musikrichtungen.

Damit wären wir bei der Botschaft des Films „Trolls World Tour“, wonach alle Musikstile gleichberechtigt zusammengehören. War Ihnen die Arbeit am Soundtrack deswegen eine Herzensangelegenheit?

Genau deswegen war es mehr als ein Job. Wir wollten gerade jungen Zuschauern vermitteln, dass Popmusik nicht das Maß aller Dinge ist und es noch viel mehr zu entdecken gibt. Wir bringen ihnen Musikstile wie Jazz, Country und Klassik auf humorvolle Weise näher. Ich bin stolz, Teil dieser Botschaft zu sein. Letztlich geht es um Toleranz und darum, andere Menschen zu akzeptieren, auch wenn sie aus einer ganz anderen Richtung kommen. Im Film ist das eine musikalische Richtung. Das ist aber auf viele andere Dinge übertragbar.

Gibt es deutsche Bands, die Sie beeinflusst haben?

Der Synthesizer-Sound von Kraftwerk hatte großen Einfluss auf mein zweites Solo-Album.

Bleibt noch die wichtige Frage: Wie weit sind Sie mit Ihrem neuen Album?

Ich kann noch nicht sagen, wann ich fertig werde. Aber so viel kann ich Ihnen verraten: Es wird wieder anders klingen als alles, was ich vorher gemacht habe. Ich war in letzter Zeit viel im Studio, und langsam kristallisiert sich der besondere Sound heraus, den ich gesucht habe.

Die Fragen stellte Christian Aust.

Die erste Modellschule in Afghanistan bildet junge Männer und Frauen aus – und muss sich gegen viele Vorurteile wehren.

Von Christian Meier
Fotos Daniel Pilar

KABUL GAT TAM K

Tahera Tamkin drückt sich an den Rand des Raums. Nervös streicht sie sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und nestelt unbestimmt an ihrem locker übergeworfenen grünen Kopftuch herum. Mildes Kabuler Frühlinglicht fällt durch Vorhänge und Jalousien auf knapp 20 junge Leute in dem umfunktionierten Zimmer eines Altbaus. Die meisten kennen sich und unterhalten sich entspannt, bevor es losgeht. Tahera Tamkin aber kennt niemanden, nur ihre Freundin, die sie als Begleitung mitgebracht hat. „Ich bin heute zum ersten Mal hier“, sagt die Dreiundzwanzigjährige. Ihre Nervosität hat sie aber schon mit dem nächsten Satz abgelegt: „Ich wäre wahnsinnig gerne Model.“

In das allgemeine Gemurmel hinein klatscht Hamed Valy in die Hände und begrüßt die Anwesenden. Er ist der Gründer und Leiter von Modelstan – der „ersten und führenden Model-Agentur in Afghanistan“, wie es auf einem Plakataufsteller neben der Eingangstür heißt.

Schöne Menschen gibt es überall auf der Welt. Besonders Afghanistan mit seinen vielen Bevölkerungsgruppen hat eine enorme Vielfalt an interessanten Gesichtszügen zu bieten. Aber das Land am Hindukusch ist auch arm. Jahrzehntelange Kriege haben es ausgezehrt, und vielerorts in dem gebirgigen, abgeschiedenen Staat ist das Leben noch stark von rigiden Traditionen geprägt – wenn es nicht direkt von den islamistischen Taliban kontrolliert wird. In Kabul als Model zu arbeiten, das ist für junge Menschen eine Herausforderung, die im Extremfall eine Bedrohung für Leib und Leben bedeuten kann.

Dass es Vorbehalte gibt, war Hamed Valy bewusst, als er im Herbst 2019 die Agentur gründete. „Afghanistan ist ein sehr religiöses Land“, erklärt er, außerdem gebe es viele Menschen, „die Modeln als Prostitution betrachten“. Das betreffe vor allem die Mädchen. „Wenn eine Frau modelt, denken die Leute, sie sei stets ‚verfügbar‘. Wir versuchen, dieses Image zu ändern.“

Für diese Aufgabe ist er der Richtige, daran lässt Valy keinen Zweifel. Der 26 Jahre alte Afghane – Pferdeschwanz, beigefarbener Mantel, bunt gestreifter Pullover – strahlt das Selbstbewusstsein eines Menschen aus, der es gewohnt ist, im Mittelpunkt zu stehen. Valy kennt den Laufsteg, in Indien, wo er sechs Jahre lang lebte, hat er selbst als Model gearbeitet, später auch als Schauspieler, Choreograph und Modedesigner. Sich in Indiens Mode-



Traditionell und modern: So vielfältig wie das Aussehen der Nachwuchsmodels ist die Kleidung, die sie tragen. Der Beruf, den sie anstreben, ist Traum und Bedrohung zugleich.



und Filmindustrie durchzusetzen sei nicht einfach, aber er habe es geschafft, sagt Valy. Warum ist er dann zurückgekehrt in das kriegsbedrohte Kabul? „Weil ich etwas habe, was die Leute hier brauchen.“ Er wollte seine Erfahrungen für angehende Models in Afghanistan nutzbar machen. „Wir bilden sie aus, wir kreieren ein Profil und ein Portfolio für sie, wir organisieren Veranstaltungen und Jobs, wir bringen sie mit Designern zusammen.“ Zweimal pro Woche trainieren die jungen Leute jeweils drei Stunden lang mit ihm. „Sie lernen zu gehen. Sie lernen, Augenkontakt aufzunehmen. Sie lernen, sich zu präsentieren.“

Einer der jungen Afghanen hat inzwischen sein Handy laut gestellt und auf eine der Fensterbänke gelegt, plärrend tönt Synthie-Pop durch den Raum. Hamed Valy dirigiert seine Modelschüler in den hinteren Teil des Raums. Dort stellen sie sich an der Wand auf, schreiten nacheinander einzeln langsam los, posieren kurz vor dem Fenster, wo ihr Blick durch die trüben Scheiben auf eine Straße und einen Kanal fällt, drehen sich um und gehen wieder zurück zu den anderen. Der klassische Solo-Catwalk. Ein winziges bisschen Modenschau-Feeling macht sich breit in dem ungeheizten 40-Quadratmeter-Raum mit fleckigem Teppich und aufgeklebten Plakaten an den Wänden.

Tamkin ist als letzte an der Reihe. Tapfer stapft sie los. Sie geht aber viel zu schnell und ungenau im Vergleich zu den anderen, und anstatt geradeaus zu blicken, hält sie den Kopf leicht gesenkt. Vor dem Fenster angekommen, bleibt sie keine zwei Sekunden stehen, ehe sie umkehrt und zurückeilt. Anderswo würde jetzt vielleicht der Hinweis folgen: Überleg noch mal, ob du nicht doch was anderes machen willst. Oder zumindest: Ein Naturtalent bist du nicht. Aber Tamkin hat Ausstrahlung, Charisma. Das hat auch Hamed Valy bemerkt. Er geht gleich auf sie zu und zeigt ihr, wie sie es beim nächsten Lauf besser machen

KABUL CATWALK

„Ich habe etwas, was die Leute hier brauchen“, sagt Modelstan-Chef Hamed Valy (unten). Salma Hussaini hat den Durchbruch schon geschafft.



kann. Er drückt ihre Schultern nach hinten, hebt das Kinn leicht. Dann erklärt er ihr die Grundlagen von Haltung, Lauf und Pose. Tamkin atmet tief durch. Sie sieht angespannt aus, aber auch glücklich. Und tatsächlich: Beim zweiten Mal geht es besser.

Tahera Tamkin ist eine von nur fünf Frauen heute, der Rest sind junge Männer. Eine Frau trägt ein streng gebundenes Kopftuch, andere tragen keines oder nur ein locker übergeworfenes wie Tamkin. Ähnlich unterschiedlich präsentieren sich die Nachwuchsmodels auch sonst: Manche tragen Jeans und Hemd, andere traditionelle afghanische Gewänder. Ein paar haben sich vor dem Training noch im Bad nebenan zurechtgemacht. Nicht alle von ihnen entsprechen klassischen Schönheitsidealen, auch die globale Standardgröße für Models erreichen einige nicht. Doch die Stimmung ist gut: Als eine beim ersten „group walk“ in die falsche Richtung läuft, gibt es gelöstes Gelächter.

Die Träume, die hier geträumt werden, unterscheiden sich nicht von denen junger Leute in anderen Teilen der Welt. „Model zu sein macht dich attraktiv“, sagt Tahera Tamkin. „Du bist trainiert, du trägst schöne Kleider, du siehst gut aus. Ich liebe es!“ Auch Salma Hussaini sieht das so. „Jeder weiß, dass Models für Mode und Stil stehen“, sagt sie. Hussaini ist erst 20, aber als Model und Schauspielerin schon bekannt; Tamkin hat sie sofort erkannt. Mit ihren asiatischen Gesichtszügen und dem schulterlangen, blondierten Haar fällt Hussaini auf. Sie läuft und posiert lässig, auf einer von Modelstan organisierten Modenschau im Februar wurde sie zur „Miss Valentine“ gewählt. „Ich würde gerne ein international arbeitendes professionelles Model werden“, sagt sie. Ihre Familie unterstütze sie, sie habe „nie irgendwelche Probleme erlebt“.

Das ist nicht selbstverständlich. Und in diesem Punkt liegt dann wohl doch ein Unterschied zwischen Kabul und



München oder Mailand. Modelstan ist für die jungen Leute hier mehr als nur Hobby oder Berufsausbildung: Es ist die Verheißung eines besseren Lebens – in einem Land, in dem der Tod immer nur eine Bombe oder einen Selbstmordattentäter entfernt ist und in dem das selbstbestimmte Leben auch sonst in engen Grenzen verläuft.

Das gilt vor allem für die Frauen. Tahera Tamkin stammt aus Maidan Wardak, einer ländlichen Provinz westlich von Kabul. Ihre Familie ist seit kurzem in den Vereinigten Staaten; sie haben eine Green Card bekommen, weil ihr Vater für die amerikanischen Truppen gearbeitet hat. Sie selbst war schon zu alt, um die Eltern begleiten zu können, daher lebt sie nun zusammen mit ihrem Bruder in Kabul. Er ist drei Jahre jünger als sie. Und trotzdem, erzählt sie, „kann er jetzt über mein Schicksal entscheiden, darüber, wohin ich gehe und was ich anziehe“. Tamkin zieht den Ärmel ihrer langen schwarzen Bluse hoch und zeigt eine Narbe am Arm. „Das ist von einem Messer, ein Streit, den wir vor sechs Monaten hatten.“

Ihr Bruder versuche, ihr Leben zu kontrollieren. Er sei Analphabet, habe keine Schule besucht, sagt sie. „Er kann nicht verstehen, was ich denke.“ Daher hat sie ihm bislang auch nichts von ihren Plänen erzählt, Model zu werden. Immerhin hat sie mit ihren Eltern gesprochen. „Sie wissen davon“, sagt Tahera Tamkin. „Sie fördern es nicht, aber sie wollen mich auch nicht davon abhalten.“

Hamed Valy hört solche Geschichten oft, seit er die Agentur gegründet hat. Modeln ist in Afghanistan kein normaler, akzeptierter Beruf. Aber in den wenigen Monaten, seit sie mit der Ausbildung begonnen haben, habe sich schon einiges verändert, meint er. Nicht so sehr, was den Markt betrifft – viele Leute könnten sich immer noch nicht vorstellen, dass man damit Geld verdienen kann. „Aber in der gesellschaftlichen Einstellung.“ 60 angehende

Ein Kopftuch ist hier kein Hindernis für Models. Tahera Tamkin (unten) hat eher Sorge, was ihr Bruder zu alldem sagt.



Models hätten sie in der Agentur inzwischen unter Vertrag, zehn von ihnen seien junge Frauen. Er wisse, sagt Valy, dass manche von ihnen noch nicht bereit seien für den Job. „Aber diese jungen Leute haben Träume und Sehnsüchte, und ich will ihnen helfen, sie zu verwirklichen.“ Drei Modenschauen hat Modelstan in Kabul bislang selbst organisiert – etwas, das es sonst praktisch nicht gibt in Afghanistan. Dabei wurde sowohl moderne als auch traditionelle Mode gezeigt. Freizügige Auftritte wie in westlichen Ländern sind natürlich nicht zu erwarten.

Das Training ist vorbei. Valy plaudert noch mit einigen Schülern in dem großen Garten des Altbaus, in dem die Agentur untergekommen ist. Das sei mittlerweile das vierte Gebäude, das er gemietet habe, erzählt er. Aus den ersten dreien seien sie hinausgeworfen worden, als die Vermieter sahen, was sie machten. „Die sagten: ‚Was ist denn hier los? Ihr seid keine Muslime!‘“ Auch nach der ersten Modenschau habe es in sozialen Medien jede Menge negative Kommentare gegeben, in denen es hieß, das sei „haram“, verboten.

Bei ihrer letzten Schau, sagt Valy, hätten sie deshalb auch „islamische Mode“ gezeigt, und sieben weibliche Models hätten unterschiedliche Arten vorgeführt, das Kopftuch zu tragen. So will er die Kritiker besänftigen.

Derweil sagt Tahera Tamkin, sie sehe im Modeln auch einen Weg, anderen Frauen zu zeigen, dass sie ihre Träume verwirklichen können. „Alle in Afghanistan, vor allem die Frauen, sollen so leben können, wie sie es für richtig halten“, meint sie. Aber auch sie macht sich Sorgen darüber, was ihre Verwandten sagen werden. „Was, wenn es heißt: ‚Du bist kein gutes Mädchen?‘“

Noch größere Angst hat sie nur davor, dass die Taliban wieder an die Macht kommen. „Das“, sagt sie, „wäre das Ende von Modelstan.“



Februar 2013



März 2013



April 2013



Mai 2013



September 2013



Oktober 2013



November 2013



Dezember 2013



Februar 2014



März 2014



April 2014



Mai 2014



Juni 2014



September 2014



Oktober 2014



November 2014



August 2015



September 2015



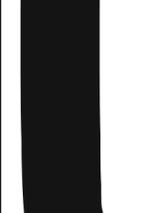
Mai 2016



Juni 2016



Januar 2017



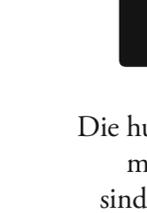
Februar 2017



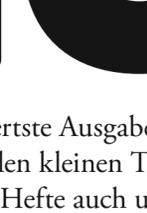
März 2017



April 2017



Mai 2017



Juni 2017



Juli 2017



August 2017



September 2017



Oktober (I) 2017



Oktober (II) 2017



November (I) 2017



November (II) 2017



November (III) 2017



Dezember 2017



Januar 2018



Februar 2018



März 2018



April (I) 2018



April (II) 2018



Mai 2018



Juni 2018



Juli 2018



August 2018



September 2018



Oktober (I) 2018



Oktober (II) 2018



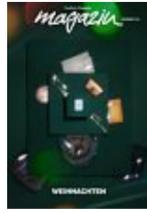
November (I) 2018



November (II) 2018



November (III) 2018



Dezember (I) 2018



Dezember (II) 2018



Januar 2019



Februar 2019



März 2019



April (I) 2019



April (II) 2019



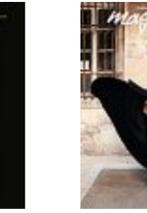
Mai 2019



Juni 2019



Juli 2019



August 2019



September 2019



Oktober (I) 2019



Oktober (II) 2019



November (I) 2019



November (II) 2019



November (III) 2019



Dezember (I) 2019



Dezember (II) 2019



Januar 2020



Februar 2020



März (I) 2020



März (II) 2020



April 2020



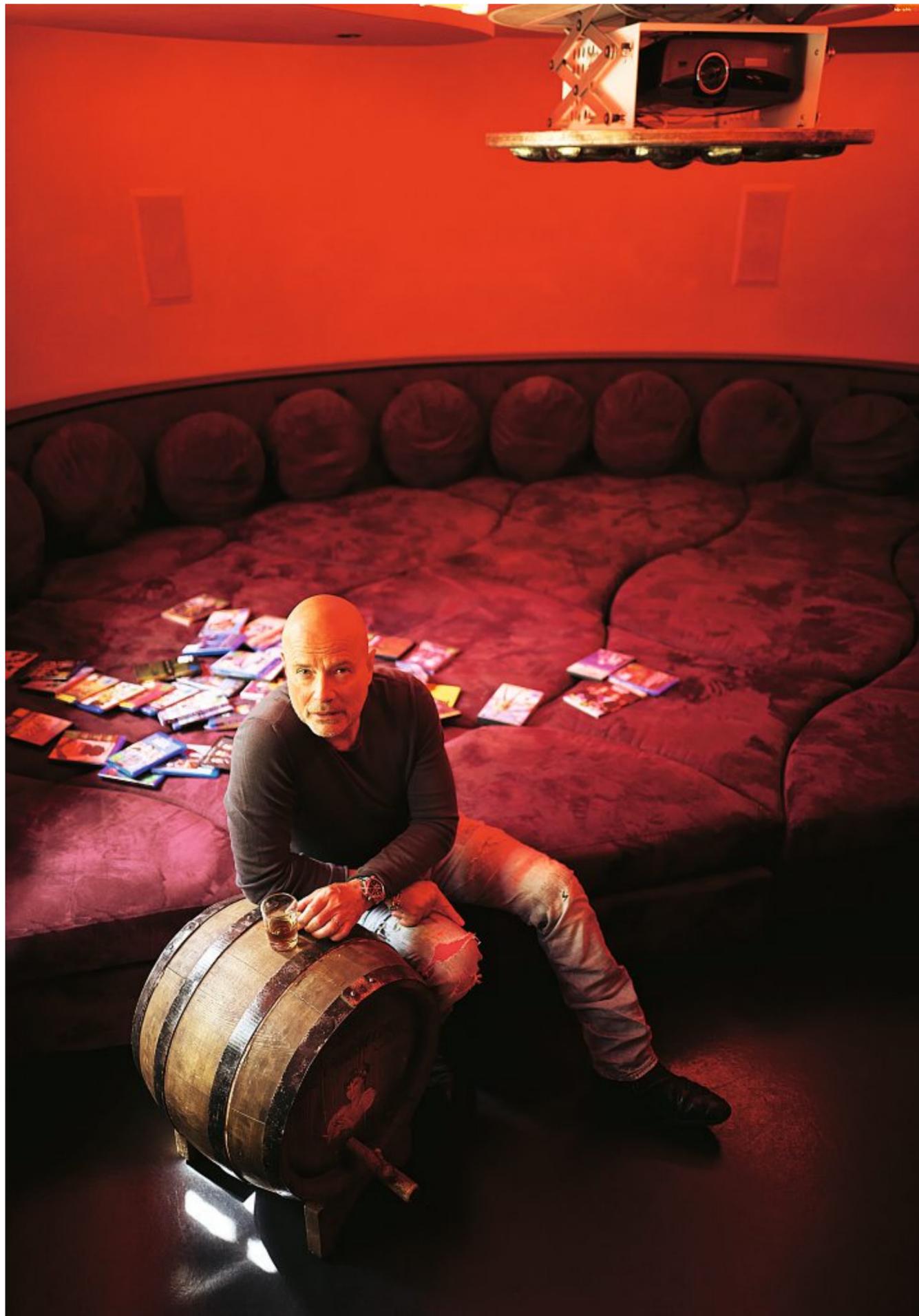
Mai 2020



Juni 2020

100

Die hundertste Ausgabe unseres Magazins feiern wir mit allen kleinen Titelhelden. Zu entdecken sind die Hefte auch unter www.faz.net/magazin.



Christian Berkel
Er hält sich an Rum. Das Originalfass aus „Inglourious Basterds“ im selbst entworfenen Heimkino. Schaut noch DVDs. Albert Einstein sagt: Zeit ist das, was man an der Uhr abliest.

Marcel Dettmann
Als Berghain-DJ steht er ganz hinten auf der Liste derer, die wieder an ihren Arbeitsplatz dürfen. Im Lockdown im Prenzlauer Berg hat er für seine beiden kleinen Kinder aufgelegt. Und dabei entdeckt: Sie lieben Kraftwerk! Er fragt sich: Wie soll das Berghain Berghain bleiben, anarchisch, wild, körpernah, wenn es mal wieder öffnen darf?

TIMEOUT

Deutschland, heruntergefahren.
So viel Zeit, die verloren geht.
Oder doch nicht? Kiki Kausch hat
Schauspieler und Produzenten, Sänger
und DJs, Maler und Kunstsammler,
Clubbesitzer und Sterneköche zu Hause
in Berlin besucht. Von ihrer Leiter aus,
also mit Abstand, nahm sie die zum
Stillstand verurteilten Kreativen auf. Mit
ihren Bildern kommt sie ihnen nahe.

*Von Kiki Kausch
(Fotos und Texte)*

Alina
„Die deutsche Adele“ singt so wie die englische Adele, ist aber Alina und wohnt in einer WG in Friedrichshain. Eines der Bücher auf dem Fenstersims heißt „Mutig“. Und so stieg sie für dieses Foto mit Negligé und Tiger-Sandalen ins Wasser. Madonna sagt: Es ist Zeitverschwendung, etwas Mittelmäßiges zu machen.

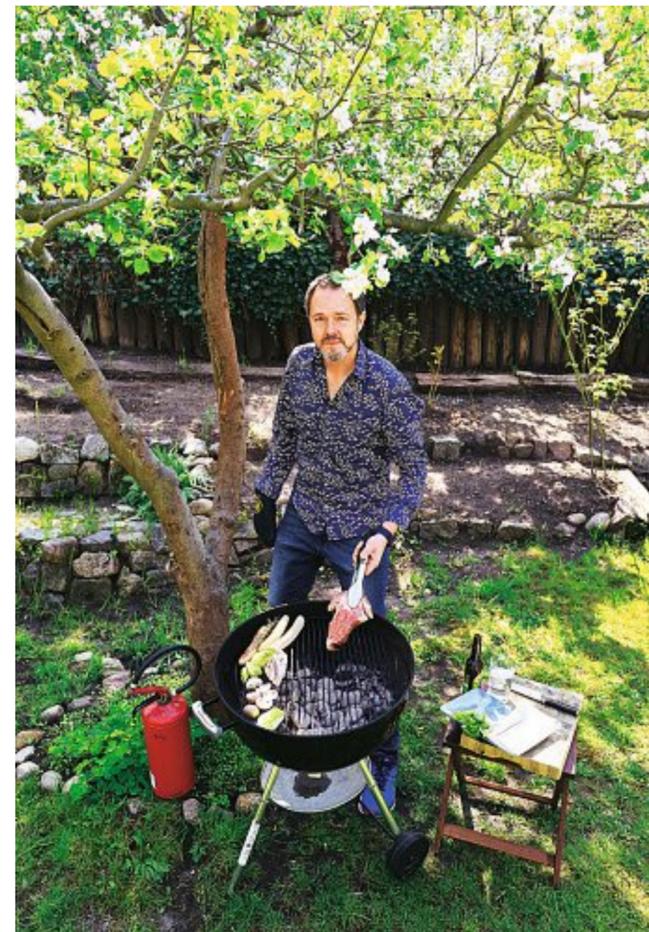




Jonathan Meese
Er fliegt eigentlich nie. Im Lockdown hat er aber ein wenig die Orientierung verloren. Und so neue Bilder gemalt. Seine größte Sorge gilt seiner 90 Jahre alten Mutter, die bei ihm lebt. Max Frisch sagt: Die Zeit verwandelt uns nicht, sie entfaltet uns nur.

TIMEOUT

Marco Müller
Er hatte gerade seinen dritten Michelin-Stern bekommen – als erster Koch in Berlin. Dann musste das „Rutz“ in der Chausseestraße schließen. Aber: Sterne verpflichten. Das Entrecôte auf dem Gartengrill ist vom massierten Rind aus der Region und kostet 280 Euro das Kilogramm.



Marvin Dogue
24 Jahre alt, Weltmeister im Staffeltwettbewerb im Modernen Fünfkampf 2015, Student an der Uni Potsdam. Sein großes Ziel Olympia kann er in diesem Jahr nicht mehr erreichen, auch wenn es eigentlich fest eingeplant war. Der Termin steht immer noch unter August im Kalender.

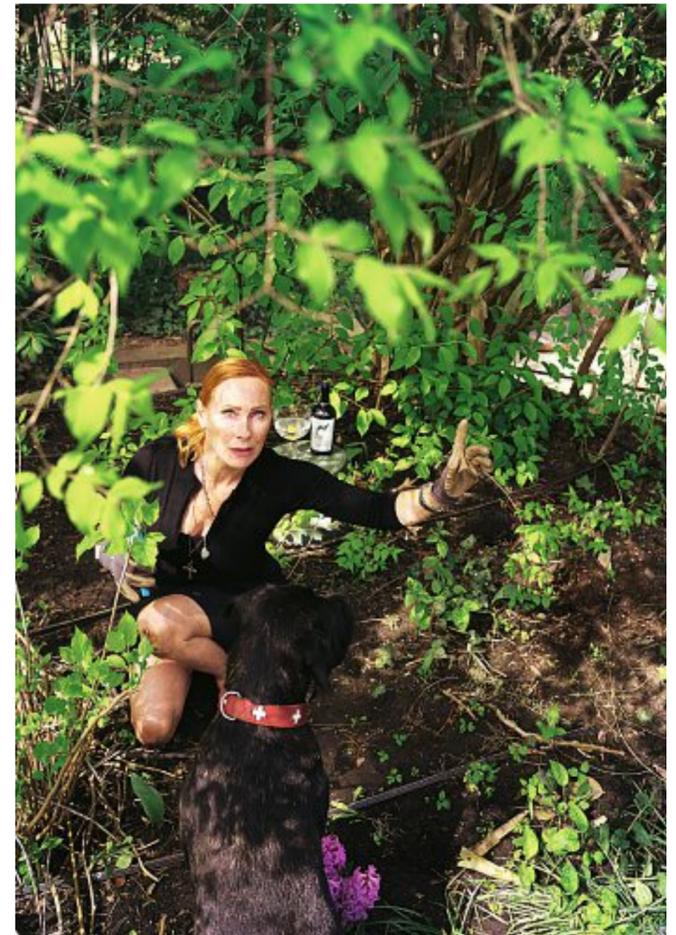




Alice Dwyer
 Verrückt und
 verraucht in Seide.
 Man könnte jetzt
 mal Seneca lesen:
 „Über die Muße“.
 Oder die Kreuz-
 berger Wohnung
 streichen. Aber man
 kann sich's auch erst
 mal überlegen.

TIMEOUT

Andrea Sawatzki
 Sie wäre für einen
 Film nach Irland
 gereist, wo sie noch
 nie war, und wo sie
 womöglich Matt
 Damon begegnet
 wäre. Da hilft nur
 noch Gin Tonic.
 Im heimischen
 Gartenschügel
 im Berliner Süden.



Kida Ramadan
 1 Apartment statt
 4 Blocks. Ansonsten
 alles wie im Film
 und wie in
 Kreuzberg. Wann
 er denn Zeit habe,
 hatte ich den
 Schauspieler am
 Telefon gefragt. Er
 antwortete: „Was ist
 das denn für eine
 Frage?“ Und nach
 dem Shooting:
 „Wenn es nichts
 geworden ist, kannst
 du wiederkommen.
 Ich bin ja hier.“



Katja Riemann
Im Widerstand gegen Stilverlust. Sie ärgert sich über selbsternannte Corona-Controller und Denunziantentum. Coco Chanel sagt: Es gibt eine Zeit für die Arbeit. Und es gibt eine Zeit für die Liebe. Mehr Zeit hat man nicht.



Trystan Pütter
Rebel rebel! Er hätte eigentlich in der Tanzschule am Ku'damm für die Fortsetzung der ZDF-Erfolgsserie weiter rebellieren müssen. David Bowie tröstet: We like dancing and we look divine. Michael Douglas sagt: Lebenskünstler leben von der Zeit, die andere nicht haben.

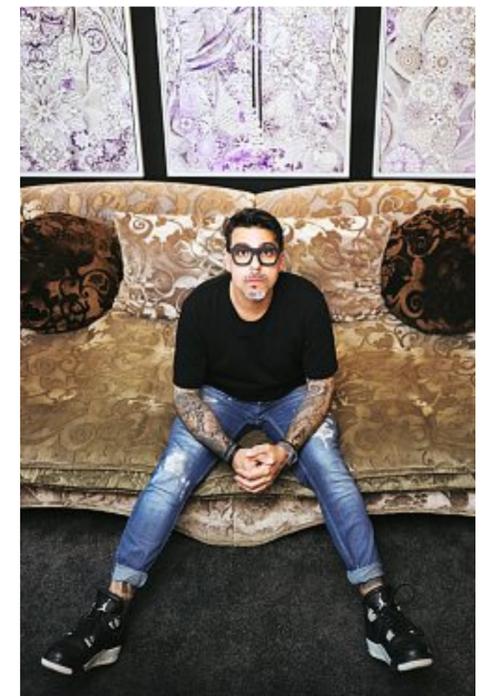
TIMEOUT



Timo Mietinen
Eigentlich Finne, aber inzwischen Charlottenburger. Besitzt eine Kunstsammlung mit 1000 Werken und ist eigentlich Gastgeber begehrt Berliner Salons. In seiner Nachbarschaft: die legendäre „Hildegard Bar“ – vorübergehend geschlossen.



Chaim Machlev
Der Israeli ist einer der angesagtesten Tattoo-Künstler der Welt. Auf einen Termin in seinem Studio nahe der Admiralsbrücke wartet man drei Jahre. Jetzt wartet er. Aber Da Vinci sagt: Die Zeit verweilt lange genug für denjenigen, der sie nutzen will.



Nico Hofmann
Chef der Ufa. Musste fast alle Dreharbeiten abbrechen. Er hat keinen einzigen Mitarbeiter entlassen. War der Lockdown richtig? Er weiß es nicht. Und fühlt sich so, wie er da sitzt: Mit der Klangschale zwischen den Stühlen am Wannsee.

KUNSTMUSEUM MORITZBURG HALLE | SAALE

KULTUR STIFTUNG SACHSEN-ANHALT



Karl Lagerfeld FOTOGRAFIE

Die Retrospektive

08.03.2020 - 06.01.2021

www.lagerfeld-fotografie.de

Karl Lagerfeld, Selbstporträt, 2007 Foto © Karl Lagerfeld



IN SITU Veränderung ist bei Sofas schwierig: Steht die Sitzlandschaft erst einmal im Wohnzimmer, ist sie das unverrückbare Zentrum der Einrichtung. Anders ist das bei modularen Sofas, die aus kombinierbaren Einzelelementen bestehen und sich an neue Situationen anpassen lassen. Nachteil: Die Modularen sind oft nicht so wohnlich und komfortabel. Der Entwurf von Anderssen & Voll für Muuto soll diese Zwickmühle lösen – und die Vorteile der Modularität mit Schönheit und Bequemlichkeit vereinen. Der Trick: ein feiner schwarzer Stahlrahmen, der dem Sofa Leichtigkeit verleiht.

FUNDA Eigentlich eine einfache Idee: Bei dieser Stuhlfamilie lassen sich Gestell und Sitz leicht voneinander trennen. Denn während ein Gestell aus Stahlrohr eine lange Lebenszeit hat, nutzen sich Sitzpolster recht schnell ab, wenn der Stuhl häufig im Einsatz ist. Die Polster können ausgetauscht und recycelt werden, das Gestell wird dann mit neuen Auflagen weiter genutzt. Dabei sehen die Stühle, Sessel und Hocker von Stefan Diez für den spanischen Hersteller Viccarbe ganz und gar nicht pragmatisch aus. Ihre geschwungenen Linien und gerafften Bezüge geben ihnen einen wohnlichen Look – Komfort war eines der Ziele beim Entwurf.



CURTAIN Gebogenes Massivholz kennen wir vom guten alten Kaffeehausstuhl. Aber Holz, das Wellen schlägt? Dieser neue Tisch des deutschen Herstellers Zeitraum, entworfen vom Berliner Duo Läufer & Keichel, trägt seine Massivholzplatte auf zwei sanft gewellten Wangen. Was an einen lose fallenden Vorhang aus Stoff erinnern mag, ist tatsächlich aus massiver Eiche, Nussbaum, Kirsche oder Esche. Die Wangen werden mit einer CNC-Fräsmaschine aus dem vollen Holz herausgearbeitet und anschließend geschliffen und geölt. Die Platte gibt es bis zu einer Länge von vier Metern, mit rechteckigem oder halbrundem Abschluss.



SON Dieser Stuhl hat es in sich: Die üppigen Kissen sind mit Materialien gepolstert, die nach ökologischen Kriterien ausgesucht wurden – keine Selbstverständlichkeit in der Möbelbranche. Die Füllung setzt sich zusammen aus Kaltschaum mit Rizinusöl, Schafschurwolle und einem Baumwollvlies. Dass Son eine so gute Figur macht, verdankt sich dem Designer Gil Coste aus Hamburg, der den Stuhl für die Möbelmarke More entworfen hat. Die Gestaltung wirkt so einladend wie einfach: Die mit Leder oder Stoff bezogenen Polster schmiegen sich in einen filigranen schwarzen Stahlrohrrahmen. Mehr braucht ein zeitgemäßes Sitzmöbel nicht.



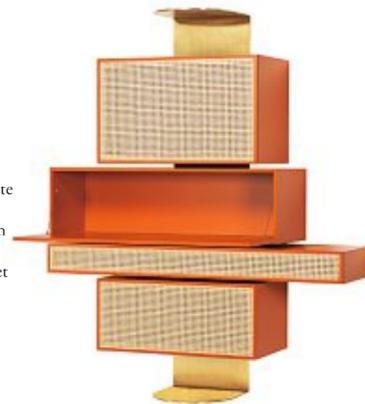
ASTON CLUB Der italienische Hersteller Arper hat seine Astor-Kollektion erweitert, mit einem Statement für Komfort und Grandezza. Dafür legte Jean-Marie Massaud den ursprünglichen Sitz tiefer, fügte schützende Ohren an und verlängerte die Armlehnen – ohne die markante Sitzschale der Kollektion aufzugeben. Eine zeitgenössische Interpretation des klassisch-geדיegenen Clubsessels, in der man guten Gewissens versinken kann. Denn alle Kunststoffteile bestehen aus recycelten Industrieabfällen und werden ohne Klebstoffe montiert. Und am Ende seines Lebens lässt sich der Sessel einfacher zerlegen und recyceln.



TABA Im besten Sinne verspielt ist die Polstermöbelkollektion Taba von Alfredo Häberli für Moroso, bestehend aus acht Stücken. Sofa, Sessel, Sitzbank und Poufs passen mit ihren organischen Rundungen genau aneinander – für eine Gesprächsrunde etwa in Foyer oder Lobby. Wer Distanz halten möchte, schiebt seinen Hocker weiter weg. Die gemeinsame Formensprache hält die Möbel im Raum visuell zusammen. Auch mit den Farben hat der Designer gespielt: Die größeren Objekte sind in gedeckten Tönen gehalten, die kleinen setzen bunte Akzente.

FOTOS: HERSTELLER

SUGILOO Nicht leicht, auf Anbief zu schätzen, aus welchem Jahrzehnt dieser Armlehnstuhl wohl stammt. Sugiloo von Gebrüder Thonet Vienna erscheint so klassisch-nobel wie viele historische Modelle des Möbelherstellers. Seine aus einem Stück geformten Hinterbeine und die Rückenlehne greifen ein typisches Bugholzmotiv auf. Doch rigoros reduzierte Details weisen den Stuhl von Michael Anastassiades dann doch als Zeitgenossen aus. Es ist schon der zweite Wurf des Londoner Designers für Gebrüder Thonet Vienna – und der Beweis, dass sich der Blick in die Geschichte allemal lohnt.



NYNY Alle lieben Wiener Geflecht! Der Klassiker hat wieder Konjunktur, vom Highend-Design bis Ikea. Doch die Experten sind Hersteller wie Gebrüder Thonet Vienna, die das Flechtwerk aus Rattan seit eh und je verwenden. Das Stauraummöbel NYNY von Storgemilano bringt das dekorative Geflecht mit farbigem Holz und Messing zusammen. Die vier übereinandergestapelten Boxen werden von einem Metallband zusammengehalten und an der Wand aufgehängt – für das freie Spiel der geometrischen Körper, über dem Boden schwebend.

OFFSHORE So eine Kommode ist in jedem Zuhause hilfreich. Diskret in der Form und großzügig im Stauraum, macht sich Offshore von Piero Lissoni für Porro beinahe überall nützlich – im Wohnzimmer, in der Diele, im Schlafzimmer oder im Bad. Offshore gibt es in sechs Varianten, mit hohem oder niedrigem Gestell, mit Schubladen, Türen oder der Kombination aus beidem. Die Elemente sind auf Gehrung gefügt, so dass alle Seiten des Möbelstücks – auch die Rückseite – makellos wirken. Erhältlich in Schwarz, Weiß und vielen anderen Farben.



IOI Auch bei diesem Couchtisch der dänischen Marke Gubi sind die Details das Design. Eine prachtvolle Marmorplatte (aus Carrara- oder Emperador-Marmor) ruht auf vier Metallfüßen in Schwarz oder Chrom – so weit, so einfach. Die vier schlanken Beine allerdings setzen sich jeweils aus zwei noch schlankeren, nach unten zulaufenden Stäben zusammen. Dazwischen sitzt als spannungsvolles Detail eine Messingkugel. Passend zur Beistellfamilie gibt es auch runde Wandspiegel, beides entworfen vom dänisch-italienischen Gestalterduo Gam Fratesi.

BM0865 Zum ersten Mal wurde Borge Mogensens Bettcouch BM0865 1958 zur Copenhagen Cabinetmakers' Guild Furniture Exhibition präsentiert. Nun legt Carl Hansen & Son die Bettcouch als Teil einer Kollektion wieder auf, die an den berühmten dänischen Architekten erinnern soll. Die einfache Liege – ein Holzgestell mit Auflage und verschiedenen Kissen – steht für Mogensens Idee, wandelbare Möbel zu entwerfen, die sich an individuelle Bedürfnisse anpassen und ergänzen lassen. Deshalb wirkt BM0865 auch am schönsten, wenn sie zu einer ganzen Gruppe arrangiert ist.



STILL LIFE Ein kompakter, leichter, nicht zu großer Holzstuhl, wie es ihn vielfach gibt? Auf den ersten Blick schon. Doch Still Life des schwedischen Herstellers Blå Station hat einen Twist, und der steckt in der Rückenlehne. Der australische Designer Marcel Sigel lässt dafür einen Streifen Eschenholz an den Enden weit umbiegen und geht damit an die Grenzen dessen, was das Material kann. Für Sigel ist das nicht nur eine Spielerei, es hat handfeste ergonomische Gründe: Die weich geschwungene Lehne macht den Stuhl komfortabler.



AJ TROLLEY Der kleine Barwagen des dänischen Herstellers Fritz Hansen kommt genau zur rechten Zeit angerollt. Wenn die nächtlichen Wasserstellen ausfallen, greift man gerne zu Hause zum Quarantini, stilvoll bereitgestellt auf dem bislang nie in Serie hergestellten Trolley nach einem Entwurf von Arne Jacobsen. Charmant sind die Rollen, deren ursprüngliches Design Fritz Hansen sorgfältig nachgebildet hat, bis hin zur Farbe, die eigens für AJ Trolley produziert wird. Die Radmechanik ist auf dem Stand der Technik, damit der Wagen auch sanft an den Bestimmungsort gleitet.



SEITON Der Name des Regals geht auf den japanischen Begriff Seiton zurück, der so viel bedeutet wie aufgeräumt oder an seinem Platz. Seiton gehört zu den 5S, einer ursprünglich bei Toyota entwickelten Strategie, um Arbeitsplätze sicher und übersichtlich zu gestalten. Warum nicht auch zu Hause Ordnung und Übersicht schaffen – mit dem modularen Regalsystem der chinesischen Marke Stellar Works? Das Designduo OEO Studio hat dem Aufbewahrungsmöbel jedenfalls eine so klare und transparente Struktur gegeben, dass Aufräumen damit fast schon zum Vergnügen wird.

HAUS GEMACHT

Bleiben wir noch eine Weile daheim!
Mit diesen 18 aufgeräumten Möbelneuheiten
wohnt es sich gleich viel schöner.

Von Jasmin Jouhar

SPECTRUM WORKSTATION DT Mehr denn je verschmelzen Wohnen und Arbeiten. Allerdings ist das Homeoffice oft kein abgeschlossener Raum, sondern schlicht der Ess- oder Küchentisch. Die Designer Geckeler Michels haben Spectrum Workstation ursprünglich für zeitgenössische Arbeitsplätze entworfen, aber zu Hause leistet der Tisch jetzt auch gute Dienste. Die doppelte Platte bietet unkomplizierten Stauraum: Schnell ist das Notebook weg, wenn die Spaghetti fertig sind. Lästige Ladekabel lässt der Tisch des japanischen Herstellers Karimoku New Standard ebenfalls gnädig verschwinden.



VLAR Kleiner Fußabdruck, große Wirkung: Mit ihrem länglichen, drehbaren Leuchtkörper spendet Vlar auch in der kleinsten Zimmerecke diskret Helligkeit. Die LED-Stehleuchte ist ein Entwurf des Zürcher Designers Jörg Boner für Schättli Leuchten – eine Zusammenarbeit, aus der schon eine Reihe funktionaler Metallleuchten hervorgegangen sind. Schättli stellt alle Leuchten aus geformtem Stahlblech in der eigenen Fabrik im Kanton Glarus her. Vlar schafft eine blendfreie und atmosphärische Beleuchtung – dank hohem Anteil an indirektem Licht.



FRAUEN FEIERN FRAUEN

Zusammen sind sie stark: Lady Gaga und Ariana Grande lassen gerade hören, was ein Powermove für Frauen bedeuten kann.

Von Johanna Dürrholz

Es ist eine Pophymne, mit einem Refrain zum Mitsingen, der irgendwie an Dr. Alban („Sing Hallelujah!“) erinnert, und das ist nicht einmal negativ gemeint. In „Rain on Me“ von Lady Gaga geht es hauptsächlich darum, dass das lyrische Ich wohl dummerweise seinen Regenschirm vergessen hat und sich nun nass regnen lässt, weil: wenigstens nicht tot. „I'd rather be dry, but at least I'm alive“. Kann man natürlich auch metaphorisch betrachten, bezogen aufs ganze Leben, auf Alkohol, Tränen und Schmerzen etcetera. „Rain. On. Me.“ Sehr hübsch, sehr eingängig.

Doch das ist nicht der Grund, warum das Lied über Wochen die obersten Ränge der Billboard-Charts besetzte. Der Grund ist: Ari. Ariana Grande. Und: Gaga. Klar, zwei Superstars zusammen mit ungleicher Fan- und Zielgruppe erzielen größere Reichweite. In gewisser Weise bedeutet ein Duett zweier Superstars auch die Supermaximierung von Gewinn. Zusammenarbeit ist ein gut geöltes Rädchen in der riesigen Verwertungsmaschine namens Musikindustrie. Doch das ist es nicht allein. Eine andere bekannte Sängerin, in diesem Fall ebenbürtig, mit auf die Bühne zu bitten, das ist ein Powermove, dessen sich Sängerinnen immer öfter bedienen: das Frauenduet.

Es hat schon einige solcher Frauenduetts gegeben, und viele davon sind spektakulär. Wer erinnert sich noch an „Let Me Blow Ya Mind“ von Eve und Gwen Stefani? Ein sehr weißes Mädchen mit Street Credibility und eine verdammt coole Rapperin. In „Bang Bang“ sangen Ari, Nicki Minaj und Jessie J über Sex, immer ein gutes Thema, und die Starpower dabei war umso beeindruckender. Sowieso: Seit Popsängerinnen für den Rap-Part zwischendurch gleich auf zwei Frauen zurückgreifen können, Nicki Minaj und Cardi B, entscheiden sich viele lieber für die Kollegin. Minaj hat inzwischen leider aufgehört. Beyoncé und Shakira, Beyoncé und Gaga, Britney Spears und Madonna: Alle haben schon kollaboriert. (Service-Info: So nennt man es, wenn eine Person mit einer anderen Person etwas zusammen macht, zum Beispiel einen Song aufnimmt, auch wenn es nach einer Kollaboration mit dem Gegner im Krieg klingt.)

Überhaupt: mit anderen Frauen eine Bühne teilen, ihnen eine Bühne geben. Als Beyoncé 2013 zum ersten Mal beim Superbowl auftrat, teilte sie die Bühne nur mit Frauen. Sean Paul quäkte mal aus dem Off, aber auftreten durfte er nicht. Da war die übliche Armada an Tänzerinnen, die Beyoncé Halt gab, doch auch ihre Band bestand nur aus Frauen. Am Ende holte sie sogar ihre beiden Bandkolleginnen von Destiny's Child auf die Bühne, gab somit die lang ersehnte Wiedervereinigung der Band zum Besten, wenn auch nur für einen Abend – und ihren beiden weniger erfolgreichen Kolleginnen eine Bühne, die sie allein und ohne Queen B wohl nicht mehr hätten betreten können.

Bühnenzeiten abgeben: Die feministische Rapperin Sooklee hat es jahrelang gepredigt und praktiziert. Als eine der erfolgreicheren Rapperinnen in Deutschland, die oft einen der begehrten Slots auf großen Festivals bekam, teilte sie das Rampenlicht stets mit anderen Künstlerinnen, die weniger bekannt sind. Gerade in einer männlich geprägten Musikszene wie dem Hip-hop werden die Bühnenzeiten oft genug von ausschließlich männlichen Bookern verteilt und gebucht – die haben alles, aber keine Frauen-



Sie verstehen sich: Cover der neuen Lady-Gaga-Platte „Chromatica“, gemeinsame Instagram-Werbung und Einzeltritte von Ariana Grande (2018) und Lady Gaga (2019)

quote im Sinn. Doch auch andere Festivals haben das Problem, dass Line-ups nur von Männern zusammengestellt werden. Oft genug merken sie gar nicht, dass etwas fehlt, Vertreterinnen des anderen Geschlechts nämlich – wie es etwa den Veranstaltern des Hurricanes 2018 nicht auffiel, als sie ein Line-up von 25 Bands veröffentlichten ohne auch nur eine einzige Frau, nicht mal am Bass. Die Bühne teilen: Für manche Künstlerin ist die Gunst einer anderen überlebenswichtig. Denn nicht mit Plattenverkäufen, sondern mit Auftritten verdienen die meisten ihr Geld. Und ein neues Publikum können sie nur dann erschließen, wenn sie auf Festivals gute Bühnenzeiten bekommen.

Nun hat Ariana Grande es nicht nötig, dass Lady Gaga sie fördert. Auch wenn Gaga mit ihren Cowboy-Schmache-Songs und ihrem großen schauspielerischen Talent 2018 wieder mal ein Karriere-Coup von Weltklasse gelang, ist Grande inzwischen der größere Star. Sie ist jünger, hat durch ihren eigenwilligen Gesangsstil fast schon eine neue Musikrichtung geprägt und trifft genau die Schnittstelle aus Autotune, Swagger-Selbstbewusstsein und gold glänzendem Talent, das sie zu einer Ausnahmekünstlerin macht. Bei dem Powermove geht es hier also darum, Schwesternschaft und Solidarität zu demonstrieren: Schwestern, fresset euch nicht gegenseitig auf oder hasst einander, habt euch lieb! Empowert euch!

Zickenkrieg und Konkurrenzkampf sind nicht mehr das einzige Narrativ, um das Verhältnis zwischen Künstlerinnen zu beschreiben. Das bewiesen im vergangenen Jahr auch Taylor Swift und Katy Perry. Im Video zu Swifts Amerika- und irgendwie auch Anti-Amerika-Hit „You Need To Calm Down“ versöhnten sich die beiden Sängerinnen. Überhaupt weiß niemand, um was es bei ihrer Fehde eigentlich gegangen sein soll, irgendwas mit Back-up-Tänzern und Medien, die sich überschlugen ob des sauber auszuschlachtenden Catfights. Miau!

Irgendwann hätten sie sich auf einer Party gesehen, erzählte Swift später, und einfach miteinander geredet. Und sich – Überraschung – gut verstanden. „Wahrscheinlich hat niemand so viel mit mir gemeinsam wie sie.“ Und sie können nebeneinander bestehen, why not? „We see you over there on the internet. Comparing all the girls who are killing it. But we figured it out: we all know now, we all got crowns“, sang Swift. Die Versöhnung war perfekt, die Inszenierung der Versöhnung sowieso: Swift als Pommee, Perry als Burger verkleidet liegen sich in den Armen. So schön! Aufgestanden, Krönchen gerichtet, weitergemacht. Und Jennifer Lopez und Shakira, die bekanntesten Latinas in der Musikbranche, traten zusammen als Superfrauenpowerereinheit beim Superbowl 2020 auf und machten mit diesem symbolisch genialen Schritt fast vergessen, dass es im Jahr davor eine Riesendebatte darum gab, dass die Football-Profiliga NFL ein Problem mit schwarzen Spielern hat, die sich gegen Rassismus wehren, und dass Colin Kaepernick immer noch keinen Vertrag hat.

Zahlreiche Stars wie Cardi B und Rihanna boykottierten den Superbowl. 2020 war das dann weit weg, man hatte sich irgendwie an Donald Trump gewöhnt, war vielleicht auch resigniert, und dann konnte man doch wenigstens die beiden Frauen feiern, die sich außerdem gegenseitig feierten und es wirklich auch sehr schön machten: vom ersten Ton bis zur simultan geschwungenen Pobacke – da saß alles. Jetzt Krönchen richten und weitermachen!



Da man zum Frühstück gerade nicht ohne Weiteres zu Tiffany's spazieren kann: ein Armreif in Roségold von Tiffany T One.



Der Concept Store Smallable labelt nun jene Marken und Produkte, die besonders nachhaltig produzieren, als „Greenable“, etwa diesen Rucksack von Léo et Violette.



Ein Sommeranzug von Brunello Cucinelli, geht gut zum Fest oder ins Büro. Aber auch im Homeoffice oder zum Blümchenpflücken.



Ein Spuckschutz von Peter Kaiser ist auch in Zeiten von feuchter Aussprache praktisch, und in Zeiten von Aerosolen noch praktischer – vor allem für Kinder, für die ein Mundschutz schwierig ist.



Diese Modeschöpfer verstecken sich nicht: Leyla Piedayesh macht ohnehin die schönsten Tücher, und Lutz Huelle drapiert so, wie man es nie sah.



Haim ist vielleicht die beste Rockband der Welt (sorry nur sorry an Die Ärzte!), kein Witz. Danielle Haim ist ein musikalisches Genie der Sonderklasse, sämtliche Singleauskopplungen des kommenden Albums sind schlicht genial. „Women in Music Pt. 3“ erscheint am 26. Juni.



Womöglich müssen wir diesen Sommer Urlaub im Garten, auf Balkonien oder höchstens an der Nordsee machen. Mit Badespaß-Kram von Yomonda vergoldet man sich die unglamouröse Auszeit.



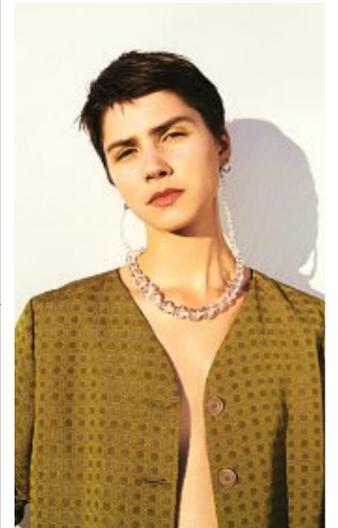
Na, richten Sie auch noch Ihr Homeoffice ein? Wie wäre es, neben einem rückenfreundlichen Stuhl, mit einer Schreibtischlampe von Muuto?



Sehr praktisch, wenn man viel unterwegs ist, vor allem mit dem Rad: Die ultraleichten Jacken von Canada Goose lassen sich zu Rucksack und Tasche umfunktionieren.

LOO

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Johanna Dürrholz



Bisher war uns nur die Kombi aus Schal und Mütze, die Schütze bekannt. Truonggii kombiniert Ohrringe und Kette. Ähm: Ohretrre? Kettringe? Wir arbeiten dran.



Für noch mehr Urlaub im Garten: Die Kinder-Badeschale namens „Beach-Bee“ von KHW hat im Öko-Test gewonnen – sie ist frei von bedenklichen Stoffen.

URLAUB ZU HAUSE

Kinder, wir fahren in den Harz! Also, wenn ihr wollt. Wo Urlaub machen, wenn schon in Deutschland? Vergleich.org hat Suchanfragen ausgewertet und herausgefunden: Die Ostsee ist mit mehr als einer Million Suchanfragen am beliebtesten, gefolgt vom Harz und dem Schwarzwald. Wandern und Baden geht schließlich auch bei uns!



Ende März: Im römischen Viertel Appia Nuova spielt ein Mann auf dem Dach Trompete. Andere hören zu, unterhalten sich, betrachten den Himmel.



Anfang April: Zwei Frauen genießen vom Dach ihres Wohnhauses in Appia Nuova im Süden Roms aus den Sonnenuntergang.



Mitte März: Ein Dach im Zentrum von Rom, mit Blick auf den Petersdom, muss während der Ausgangssperre als Skate-Park erhalten.

ÜBER DEN DÄCHERN VON ROM

Am 18. Mai ist Italien aus einem düsteren Traum erwacht. Die Ausgangssperre, gewissermaßen die globale Allzweckwaffe im Kampf gegen Pandemien, wird fast vollständig aufgehoben. Frei spazieren dürfen die Italiener jetzt wieder auf den Straßen und Plätzen, in den Parks und mancherorts sogar am Strand. Nicht mehr nur auf den Dächern und Dachterrassen. Es ist aber nicht so, dass das Land sich an diesem Tag kurz schüttelt und in den neuen Tag hinausmarschiert. Vielmehr ist das Aufwachen ein quälend langsamer Prozess. Die Schockstarre von gut zwei Monaten hat Herz und Glieder der Nation angegriffen. Auf dem Weg zurück zu normalen Verhältnissen ist jeder Schritt ein Schritchen.

Das kann nicht anders sein, wenn man zuvor von einem Alb in den nächsten gestürzt ist. Am 21. Februar wird in der Klinik von Codogno nahe Mailand Italiens vermeintlicher „Patient eins“ positiv auf das Coronavirus getestet. Mattia Maestri ist 38 Jahre alt, passionierter Läufer, vor Corona kerngesund. Bis heute ist rätselhaft, wo und wie sich Maestri angesteckt hat: Er ist noch nie in China gewesen, verbrachte die Monate vor der Erkrankung an Covid-19 in seiner lombardischen Heimat-

Zehn lange Wochen sind die Italiener im Lockdown zu Hause geblieben. Frische Luft gab es für sie nur auf den Balkonen und Dächern.

Von Matthias Rüb,
Fotos Daniele Zendroni

gemeinde Castiglione d'Adda, pendelte von dort zur Arbeit ins nahegelegene Casalpusterlengo. Inzwischen ist klar, dass das Virus schon seit Wochen, womöglich Monaten in Norditalien und zumal in der Region Lombardei grassierte, ehe eine aufmerksame Anästhesieärztin in Codogno die rätselhafte Lungenerkrankung eines jungen Patienten schließlich mit dem Erreger aus der 8700 Kilometer entfernten chinesischen Millionenmetropole Wuhan in Verbindung bringt und den Corona-Test veranlasst.

Mattia Maestri ist überzeugt, dass er sein Leben seiner kleinen Tochter Giulia verdankt. Die ist noch gar nicht geboren, als man ihn in der Klinik von Codogno wegen immer schlimmerer Atemnot anästhetisiert und ans Beatmungsgerät anschließt – für vier Wochen. Auch Maestris schwangere Ehefrau Valentina ist mit dem Virus infiziert, übersteht die Lungenkrankheit aber mit leichten Symptomen. Am 7. April bringt sie im Krankenhaus in Mailand Giulia zur Welt, das erste Kind der beiden. „Ich war im Vorzimmer des Todes“, berichtet Mattia Maestri später der Zeitung „La Repubblica“. „Doch ich konnte nicht fortgehen, während sie ankam.“ Die anschwellende Tragödie aber verschont auch die Familie Maestri nicht: Mattias Vater stirbt am 21. März an Covid-19.



Mitte März: Nach einer Runde Gymnastik genießen zwei Frauen im Zentrum von Rom den Ausblick von ihrem Dach auf den Altare della Patria.

Am Tag nach dem Corona-Test bei Mattia Maestri werden Codogno und knapp ein Dutzend weiterer Städte und Gemeinden der Umgebung mit zusammen rund 50.000 Einwohnern für zwei Wochen unter Quarantäne gestellt und vollständig abgeriegelt. Mit dem Städtchen Vo Euganeo in der Nachbarregion Venetien wird ebenso verfahren: Dort ist am Abend des 21. Februar der 78 Jahre alte Adriano Trevisan gestorben, das erste bestätigte Covid-19-Opfer in Italien. 53.000 Menschen sind von den Maßnahmen betroffen. Es ist ein schockierender, ein beispielloser Vorgang: So etwas hat es in Italien, in ganz Europa seit Ende des Zweiten Weltkriegs nicht gegeben.

Bald wird klar, dass dies nur der Auftakt zu einer viel größeren Katastrophe ist. Am 8. März wird über die ganze Lombardei mit zehn Millionen Einwohnern der Lockdown verhängt, tags darauf über die Nation mit allen rund 60 Millionen Menschen. Wenig später erfolgt der Shutdown fast der gesamten Wirtschaftstätigkeit im Land. Nur Supermärkte, Obst- und Gemüsegeschäfte, Apotheken, Zeitungs- und Tabakläden bleiben als „lebensnotwendige“ Einrichtungen geöffnet.

ÜBER DEN DÄCHERN VON ROM

Die Bilder von überfüllten Intensivstationen, von übermüdeten Ärzten und Pflegekräften in den Kliniken überrollen das Land. Die Todeszahlen gehen rasch in die Hunderte, dann die Tausende. Aus Bergamo werden die Särge der Covid-19-Opfer mit Armeelastwagen zu Krematorien in die Nachbarregionen gebracht. Alten- und Pflegeheime werden zu Todesfallen für jene, die eigentlich besonders vor einer Corona-Infektion hätten geschützt werden müssen. Dem Pflegepersonal fehlt es an Schutzausrüstung. Ärzte und Schwestern bezahlen ihren Dienst an Covid-19-Kranken massenweise selbst mit einer Infektion, viele mit dem Tod. Bis zum Ende des Lockdowns werden mehr als 32.000 bestätigte Covid-19-Tote registriert.

An Balkonbrüstungen und Fenstersimsen befestigen die Leute im ganzen Land die Nationalflagge. Klaglos und diszipliniert unterwerfen sich ausgerechnet die notorisch staatsfernen Italiener den drastischen Einschränkungen ihrer bürgerlichen Freiheiten. Statt zum Protest auf die Straße gehen sie zum Singen der Hymne oder auch zum Flanieren aufs Dach. Und sie bleiben zu Hause. Zehn lange Wochen lang.



Anfang April: Kinder schreiben mit Kreide auf das Dach eines Hauses im Viertel Esquilino.



Anfang März: Die Abendsonne tröstet zwei im Lockdown eingesperrte Männer.



Ende März: Am Lungotevere, dem Boulevard entlang des Tiber, steht ein Mann auf dem Dach seines Wohnhauses. Er blickt auf die 1886 errichtete Ponte Vittorio Emanuele II.



Mitte April: Ein Vater trainiert im Viertel Gazometro mit seinem Sohn an einem Boxsack, den er auf dem Dach angebracht hat.



Domaines Chevaliers: Patrick Z'Brun hat das Weingut in der Walliser Gemeinde Salgesch im Jahr 2008 übernommen.

Von Wein und Berg

Die Swiss-Sherpa-Stiftung will Bergbewohnern in armen Regionen eine Existenzgrundlage bieten. Finanziert wird sie unter anderem – durch Wein.

Von Bernd Steinle

Im Mai 2008 stand Patrick Z'Brun mit einer Schweizer Expedition auf dem Gipfel des Mount Everest. Z'Brun, gebürtiger Walliser, hatte sich zuvor als Bergführer das Studium finanziert, danach eine eigene Firma aufgebaut, sie 15 Jahre später verkauft und sich daraufhin ein Bergsteiger-Sabbatical gegönnt. Das führte ihn unter anderem auf den höchsten Berg der Welt, den 8848 Meter hohen Mount Everest. Aus der Expedition 2008 entstand später eine Dokumentation für das Schweizer Fernsehen, unter dem Titel: „Sherpas – Die wahren Helden am Everest“. Der Film und der Bildband, der dazu erschien, zeigten das Geschehen am Everest nicht wie sonst oft aus der Sicht westlicher Gipfelaspiranten – sondern aus der Perspektive der Sherpas, der Einheimischen, die als Führer, Träger, Köche oder Routenbauer für die Expeditionen am Everest arbeiten. „So wurde ich für dieses Thema sensibilisiert“, sagt Z'Brun.

Die Situation der Sherpas in Nepal, stellte der Schweizer fest, barg erstaunliche Parallelen zu der Entwicklung, die vor 200 Jahren in den Tälern seiner Heimat eingesetzt hatte. „Unserem Bergvolk in den Walliser Alpen wäre es damals nicht in den Sinn gekommen, freiwillig in die Berge zu gehen – es war gefährlich, es war mühsam, und vor allem hatten sie damals andere Sorgen als dort in der Gegend umherzuwandern.“ Bis die ersten Engländer ins Wallis kamen. Die Bergpioniere brauchten für ihre Touren ortskundige Männer, die Ausrüstung und Material trugen, die ihnen den richtigen Weg durch Fels und Eis wiesen. Sie brauchten Bergführer. „Das war für die Entwicklung unserer Alpentäler ein ganz wichtiges Element“, sagt Z'Brun. „Die Bergführer wurden zu Botschaftern unserer Region.“

Genau diese Chance, das Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen, wollte Z'Brun nun auch Sherpas ermöglichen – unter anderem aus Dankbarkeit für die Unterstützung und Nähe, die er auf der Everest-Expedition 2008 erfahren hatte. Das war der Impuls für die Gründung der Swiss-Sherpa-Stiftung, die dazu beitragen sollte, Sherpas weniger abhängig zu machen von ausländischen Expeditionsagenturen, die sie nach Bedarf für ihre organisierten Gruppen anheuert.

Seit 2009 unterstützt die Stiftung nun Ausbildungsprogramme in Bergregionen, in denen Outdooraktivitäten zur touristi-

schen Entwicklung beitragen und damit eine Existenzgrundlage für die Bewohner schaffen können. Der erste Schritt war, die formale Ausbildung von Sherpas als Bergführer voranzutreiben. Im Jahr 2012 wurde Nepal als 25. Mitglied des Internationalen Bergführerverbands aufgenommen. „Gut 20 nepalesische Bergführer sind so inzwischen zertifiziert worden“, sagt Z'Brun. Das bedeutet: Sie können selbstständig und nach internationalen Normen Kurse anbieten. Inzwischen veranstaltet die Stiftung in Nepal auch einmal jährlich einen Lawinenkurs. „Viele Träger sind oft allein zwischen den Lagern am Berg unterwegs, immer wieder kommt es dabei zu Lawinenunfällen, die mit einigen Grundkenntnissen und Verhaltensregeln wahrscheinlich hätten vermieden werden können“, sagt Z'Brun. Mehr als 400 Sherpas haben den einwöchigen Kurs in Theorie und Praxis schon absolviert.

Auch im Norden Pakistans, im Karakorum, sowie in Argentinien ist die Stiftung mit Schul- und Ausbildungsprojekten tätig. „Es hat mich immer fasziniert“, sagt Z'Brun, „dass es eine Art Ur-Bergmentalität zu geben scheint, ob in der Schweiz oder Italien, in Nepal oder im Karakorum oder in Argentinien. Eine Mentalität, die zum Teil sehr ähnlich ist, obwohl es sich um ganz verschiedene Kulturen und Religionen handelt: das Realisieren, dass man in dieser kargen, harten Umwelt nur dann überleben kann, wenn man zusammenhält, wenn man einander aushilft.“

Viele Projekte der Swiss-Sherpa-Stiftung wurden und werden auf ungewöhnliche Weise finanziert. Als Patrick Z'Brun nach dem Verkauf seiner Firma eine neue unternehmerische Herausforderung suchte, fand er sie in einer alten Leidenschaft: dem Weinbau. Er kaufte ein Weingut im Wallis, der größten Weinregion der Schweiz. Dort entstand die Idee, der Arbeit der Swiss-Sherpa-Stiftung durch einen eigenen Wein ein Gesicht zu geben und sie auf diese Weise zugleich zu finanzieren – „als Hommage an die Sherpas und andere Bergvölker“, wie Z'Brun sagt.

Er gestaltete für die Weine Etiketten, die an tibetische Gebetsfahnen erinnern, der Text darauf stammt aus Z'Bruns Everest-Tagebuch von der Expedition 2008. Übersetzt hat ihn einer der Sherpas, die damals mit ihm unterwegs waren. In den vier Ecken des Etiketts erzählt je eine Zeichnung von persönlichen Begegnungen und Erlebnissen mit Sherpas, die Z'Brun 2008 nachhaltig beeindruckt haben. „Das sind sehr persönliche Sachen.“

Auch bei den Weinen spielen die Berge eine wichtige Rolle. Der erste Sherpa-Wein des Weinguts Domaines Chevaliers war 2009 der Sherpa Rouge, seine Basis ist die autochthone Rebsorte Humagne Rouge. „Ich wollte unbedingt etwas mit dieser Sorte machen, damit das Thema Berg auch durchgängig ist“, sagt Z'Brun. Drei Jahre später folgte dann der Sherpa Blanc. Seine Basis ist der Heida, eine weiße Rebsorte, ebenfalls eine regionale Besonderheit des Wallis: Die Trauben stammen aus einem der höchstgelegenen Weinberge Europas.

Nun komplettieren drei weitere Sherpa-Weine das Angebot, das farblich in Anlehnung an die fünf Farben der Gebetsfahnen gestaltet ist, die für die Elemente Erde, Wasser, Feuer, Luft und Himmel stehen. Die drei neuen Weine sind der Sherpa Everest (Merlot, Syrah, Cabernet Sauvignon), der Sherpani (Pinot Noir) und der Sherpa Rosé (Gamay, Pinot Noir, Merlot, Cornalin). Die Auswirkungen der Coronapandemie haben aber auch die Präsentationspläne von Patrick Z'Brun vereitelt. Der Sherpa Everest sollte eigentlich im höchsten Bergrestaurant Europas in Zermatt lanciert werden, in Anwesenheit von Dendi Sherpa, mit dem Z'Brun 2008 auf dem Everest stand, und der ursprünglich auch eine Flasche mit an den höchsten



Bergführer und Weingutbesitzer: Patrick Z'Brun

Gipfel der Welt nehmen sollte. Nun hofft Z'Brun auf das nächste Jahr.

Die erste Flasche Sherpa-Wein auf dem Mount Everest wird es sowieso nicht mehr werden. Z'Brun hatte einem Sherpa-Freund von der Expedition 2008 einmal ein paar Kisten Sherpa-Wein geschickt, als er erfahren hatte, dass dieser wieder zum Everest unterwegs war. „Er hatte so eine Freude an der Idee, dass er dann ohne mein Wissen eine Flasche Sherpa-Wein auf den Gipfel getragen hat“, sagt Z'Brun. Monate später bekam der Winzer ein Foto zugeschickt, ohne Kommentar, das den Sherpa auf dem Everest-Gipfel zeigt, mit einer Flasche Sherpa-Wein in der Hand. „Das war damals ein sehr emotionales Moment für mich“, sagt Z'Brun. „Da hat sich ein Kreis geschlossen.“

FOTOS: HERSTELLER, OLIVER WALTER

In München lässt sich der Englische Garten derzeit ohne Touristen genießen. Etwa der Blick auf die „E2“: die kleinere, so viel schöner gelegene Surferwelle des Eisbachs. (ktr.)



Um dieses Alpaka grasen zu sehen, muss man nicht in die Anden reisen. Eine hügelige Radfahrt führt von Köln aus zu der Wiese im Bergischen Land. Dort haben ein paar im Zoo geborene Tiere im Ort Herkenrath ihr Rentendomizil gefunden. (foja.)

Die James-Simon-Galerie auf der Berliner Museumsinsel ist noch zu. Deshalb lässt es sich auf den Stufen des Chipperfield-Baus besser abhängen denn je. Das Herz Berlins, ganz intim. (sha.)



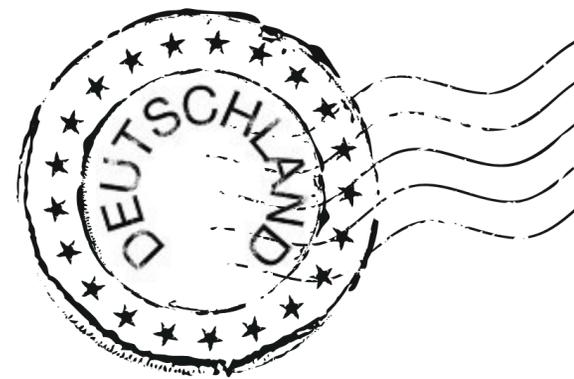
Dresdens bestes Softeis gibt's im Café Komisch in der Neustadt. Gegenüber lädt der Alaupark zum Nachdenken über die nächste leckere Sorte ein. (lock.)

Die Stadt scheint in der Krise enger zu werden. Ein Spielplatz, der nicht hoffnungslos überfüllt ist, wie in diesem Park im Hamburger Elbvorort Nienstedten, wirkt da wie das ganz große Los. (mawy.)



In der Stuttgarter Innenstadt sind Schlossplatz und Oberer Schlossgarten seit der Pandemie besonders beliebt – nicht nur bei Rennradfahrern, sondern auch bei Angestellten aus den umliegenden Büros in der Mittagspause. (rsa.)

Grüße aus



Auch unsere Korrespondenten sind wegen Corona zu Hause geblieben. Und haben die schönsten Flecken in ihren Heimatstädten entdeckt.

In Wiesbaden trinkt man eigentlich eher Riesling als dem Rheingau als Äppelwoi. Der Schoppenhof am Sedanplatz aber, nun wieder geöffnet, ist eine Enklave der Bembelkultur. Die Auswahl an guten Schoppen lässt jeden Frankfurter erblassen. (bad.)



„APFELMUS FEHLT NIE IN MEINEM KÜHLSCHRANK“



Mit gerade einmal 22 Jahren gelang **Matthias Schweighöfer** 2003 an der Seite von Nora Tschirner der Durchbruch – mit der Romanverfilmung „Soloalbum“. Seither war der 1981 in Anklam geborene und in Berlin lebende Schweighöfer, der aus einer Schauspielerfamilie stammt, in vielen nationalen und internationalen Produktionen zu sehen, unter anderen als Marcel Reich-Ranicki in der Verfilmung von dessen Autobiographie. Und der Neununddreißigjährige kann auch singen: Das bewies er schon mit seinem ersten Album „Lachen Weinen Tanzen“. Im August folgt sein zweites. Titel: „Hobby“.

Was essen Sie zum Frühstück?

Brokkoli und Ei, dazu gibt es einen Hafermilchkaffee und einen Grünen Tee, den ich über Nacht stehen lasse.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich kaufe überhaupt keine Kleidung ein, weil ich meist etwas von den Filmen mitnehme. Ich bin da relativ pragmatisch, was meine Klamotten angeht. Jeans zum Beispiel, die am Set zum Anprobieren angekommen sind, ziehe ich gerne weiter an. Wenn ich mal T-Shirts kaufe, dann bei Urban Outfitters.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Das müsste ein Schlüpfert sein, der aus dem Film „Soloalbum“ stammt. Den haben wir 2002 gedreht.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich schreibe derzeit sehr viel handschriftlich, weil ich mich mit der japanischen Lebenskultur beschäftige, und da geht es darum, dass man viel mit den Händen macht. Aber einen Brief geschrieben habe ich ewig nicht, nur mal Zettel am Morgen: „Hi, Du bist die beste Frau der Welt, und ich geh dann mal laufen. Also krieg keinen Schock, wenn Du aufwachst. Ich bin nicht da!“ Das könnte man einen Liebesbrief nennen. Aber einen Brief mit Adresse und Absender: gefühlt seit 1974 nicht mehr.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Eigentlich sind es mindestens drei Bücher: Max Frischs Tagebücher aus den Jahren 1946 bis 1949, dann „Seide“ von Alessandro Baricco und dann noch japanische Ikigai-Bücher, in denen es darum geht, wie man in seinem Alltag zurechtkommt.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Über den Newsletter der F.A.Z., den ich aufs Telefon geschickt bekomme. Dazu noch „Zeit“ und „Spiegel“. Aber alles übers Handy. Zeitschriften und Zeitungen habe ich nicht abonniert, da bin ich sparsam. Und Nachrichten im Fernsehen mag ich nicht, da ist mir zu viel Panikmache dabei.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich überlasse es gerne meinem Gegenüber, mit einem Smalltalk-Thema anzufangen. Wenn der mich fragt, wie es mir geht, frage ich gleich zurück: Ja, wie geht es Dir denn? Und dann lasse ich ihn reden.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Bei dem Netflix-Film „Marriage Story“. Als der Mann registriert, das Thema mit seiner Ehe ist durch, habe ich auch eine Träne vergossen.

Sind Sie abergläubisch?

Nein, bin ich nicht. Ich habe zwei, drei Glücksbringer, die mich hin und wieder begleiten, und ich nehme auch mal einen Cent mit. Aber ich versuche, viel im Hier und Jetzt zu sein, darum passt Aberglaube nicht zu meinem Leben.

Worüber können Sie lachen?

Am meisten lachen kann ich über gute Witze mit Fäkalhumor und generell über gute Situationskomik. Da bin ich immer für zu haben.

Ihr Lieblingsvornehme?

Uwe Uwe. Über den Doppelnamen haben die Wallert ein Lied gemacht, da habe ich schon Tränen drüber

gelacht. Richtige Lieblingsvornamen habe ich sonst nicht.

Ein paar finde ich ganz lustig. Matthias gehört nicht dazu. Das ist gewiss nicht mein All-Time-Favourite, weil's auch so ein harter Name ist mit den zwei T in der Mitte. Ich war aber zuletzt viel in Amerika, und da finde ich es dann schon wieder gut, dass die Leute sich mit meinem Namen beschäftigen müssen.

Machen Sie eine Mittagspause?

Immer, schon um mein Stresslevel zu regeln. Dabei versuche ich auch, ein Power-Napping von vier, fünf Minuten zu machen.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Ich lebe sehr gerne in Deutschland, mag aber auch die Landschaft in Amerika. Ich würde das gerne miteinander verbinden. Ich hätte nichts gegen halb hier, halb dort.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Apfelmus wegen der Kinder. Die lieben das. Und Lemonaid, entweder Limette oder Mango. Die haben wir immer da. Mit jeder Flasche Limonade spendet man etwas für einen guten Zweck.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit! Ich bin leider wirklich ein richtiger Hardcore-Autofahrer. Ich liebe das. Wenn ich schlecht drauf bin, setze ich mich auch mal für eine halbe Stunde ins Auto und höre Musik. Nicht um schnell zu fahren, das ist für mich mehr wie auf einem Sofa zu sitzen, mit dem man durch die Landschaft fährt.

Was ist Ihr größtes Talent?

Leute zusammenzubringen.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ein drittes Glas Wein trinken.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Dem Zen-Priester, der in Japan die Teezeremonie entwickelt hat.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nur ein paar silberne Armbänder aus einem kleinen Laden in Los Angeles, eine Uhr trage ich nicht.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Oud Weiss von Frau Tonis Parfum Berlin.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Ferien sind ja immer schön. Aber was uns alle beeindruckt hat, war eine Bootstour an der südfranzösischen Küste vor Antibes. Dort sind wir mit Seabobs tauchen gegangen, und dann kam ein wilder Delphin, der hat vier Stunden mit uns unter Wasser gespielt. Das war total irrt.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Bei dem australischen Musiker Ry X hier in der Music Hall in Berlin. Der ist Wahnsinn.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Mir jeden Tag die Frage zu stellen: Was blockiert mein Glücklichein?

Was trinken Sie zum Abendessen?

Lemonaid Limette und ein Wasser.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

Frankfurter Allgemeine
Magazin

Edition



Olaf Hajek: Oranges are not the only Fruit

Auflage 150 — handsigniert — 123,8 × 88,8 cm
Fotoabzug unter Acrylglas im Schattenfugenrahmen ab 1299 €

Olaf Hajek verbindet die Porträtmalerei und das Stillleben zu einer nie gesehenen neuen Kunst. Vertraute Motive verfremdet er zu surrealen Arrangements. In die geheimnisvollen Erzählungen des Künstlers fließen viele Epochen und Kulturkreise ein. Hajek, der 1965 in Rendsburg geboren wurde, zog nach dem Grafikdesign-Studium an der Fachhochschule in Düsseldorf nach Amsterdam. Dort begann er, frei zu malen. Heute lebt er in Berlin und Kapstadt. Auch seine vielen Reisen machen den Künstler zu einem Grenzgänger der Kulturen. Für die Titelseite des F.A.Z.-Magazins vom Juli 2018 schuf er das Kunstwerk, das nun in der Frankfurter Allgemeine Magazin Edition in Zusammenarbeit mit LUMAS erhältlich ist. Art.-Nr.: OHA55

Jetzt bestellen: lumas.com/faz

Frankfurter Allgemeine
Magazin

LUMAS
THE LIBERATION OF ART

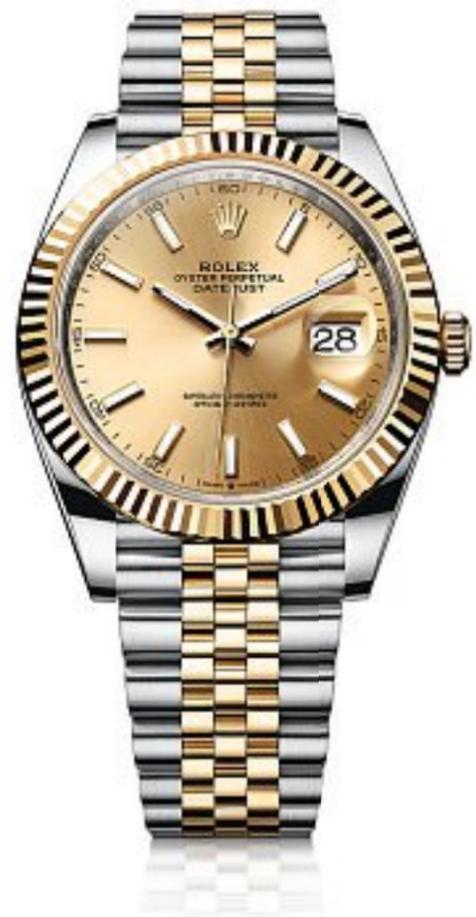


ROLEX UND DIE FILMKUNST

Diese Uhr war Teil einiger der großen Momente des Kinos – am Handgelenk von ikonischen Darstellern und legendären Regisseuren, die diese Geschichten zum Leben erweckten. Heute setzen James Cameron, Martin Scorsese, Kathryn Bigelow und Alejandro G. Iñárritu diesen Weg fort. Sie geben das, was sie von ihren eigenen Mentoren gelernt haben, an die Filmemacher von morgen weiter. Rolex beteiligt sich im Rahmen seiner Partnerschaft mit der Academy of Motion Picture Arts and Sciences aktiv an der Weiterentwicklung des Films, der bewegendsten Kunstform der Welt.

Erfahren Sie mehr auf rolex.org

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41



EXKLUSIVER ZEITGEBER DER
ACADEMY OF MOTION PICTURE
ARTS AND SCIENCES


ROLEX